

E  
pqm3

No 74

Dr. GEORG HARTMANN

Der

# Krieg in Süd-Afrika

und seine Lehren für

# Deutsch-Südwest-Afrika



*EM*

Berlin 1900

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstrasse 68-71

HAR

Erstg.

# Der Krieg in Süd-Afrika

## und seine Lehren für Deutsch-Südwest-Afrika.



Nach einem Vortrag  
gehalten in der  
Abtheilung Bremen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft  
von  
**Dr. Georg Hartmann.**



---

Berlin 1900.  
Ernst Siegfried Mittler und Sohn  
Königliche Hofbuchhandlung  
Kochstrasse 68-71.

# Der Krieg in Süd-Afrika

und seine Lehren für Deutsch-Südwest-Afrika.

---

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 11. Juni 1870  
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

---

Dr. Georg Hartmann.

## Vorwort.

---

Zur Abfassung der vorliegenden Broschüre über den Krieg in Südafrika und seine Lehren für Deutsch-Südwest-Afrika wurde ich hauptsächlich bestimmt durch die insbesondere im Anfang des Krieges allgemein verbreitete Ansicht, dass die Buren den Engländern unterliegen würden. Die in dieser Broschüre vertretene Ansicht habe ich schon vor Ausbruch des Krieges gehabt. Als ich die erste kleine Niederlage der Buren erfuhr, welche von den Engländern als ein grosser Sieg in die Welt hinaus verkündet wurde, habe ich sofort mit aller Bestimmtheit ausgesprochen, dass die Buren siegreich sein werden, und dass man deshalb den weiteren Verlauf des Krieges erst abwarten müsse. Ich stand damals mit meiner Ansicht fast allein, und ich freue mich, dass die in dieser Broschüre niedergelegten Ansichten sich jetzt durch die grossen Siege der Buren voll und ganz bestätigen. Ich möchte noch bemerken, dass die Drucklegung der Broschüre stattgefunden hat, bevor die letzten grossen Siege der Buren bei Stormberg, bei Maggerfontein und in Natal bekannt geworden sind.

Der Verfasser.





Der südafrikanische Krieg zwischen den Engländern und den Buren nimmt heute das Hauptinteresse aller kolonialpolitischen Kreise in Anspruch, und die ganze Welt lauscht gespannt auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatze; Jeder beschäftigt sich mit dem muthmaasslichen Ende des Krieges: werden die Engländer oder die Buren siegreich sein?

Es bedarf wohl kaum eines Wortes, dass die Sympathie fast der ganzen Welt mehr auf Seite der Buren als auf Seite Englands liegt. Denn der Zuschauer pflegt schon aus Mitleid oder Mitgefühl sich mehr auf die Seite des Schwachen als auf die des Starken zu stellen. Für Deutschland treten Gründe der Blutsverwandschaft mit den Buren und die im Allgemeinen antienglische Stimmung des Volkes hinzu.

Würde Deutschland mit der Schweiz in Krieg gerathen, so würde sich das Mitgefühl der Welt ganz von selbst der kleinen Schweiz zuwenden, welche es wagt, den Kampf gegen einen Riesen aufzunehmen. Wenn man die Bevölkerungszahlen als Kräftemaass der Nationen annimmt, so erscheint das Missverhältniss der Kräfte in dem Kampf in Südafrika noch viel grösser, weil der Zwerg noch winziger, der Riese noch gewaltiger ist. Treffend hat ein russischer General dieses allgemeine Sympathiegefühl in einer Ansprache an die zur Parade ausgerückten Truppen in folgenden Worten zum Ausdruck gebracht: »Grossbritannien, das alle Meere beherrscht und fast 400 Millionen Unterthanen besitzt, hat einen kleinen Staat mit nur 300 000 Einwohnern herausgefordert. Die Buren haben die Herausforderung angenommen, und Alt und Jung hat sich bewaffnet. Ihr Präsident

der greise Krüger, ist mit seinen 7 Söhnen und 32 Enkeln in die Armee eingetreten. Ist das nicht eine wahrhaft heroische That? Das zurückgelassene Weibervolk hat die Waffen ergriffen und lernt sie gebrauchen, um Haus und Hof vertheidigen zu können. Das erinnert uns an unsere Armee von 1812. Seht, was eine Handvoll Leute ausrichten kann, denen Ehre und Vaterland theurer sind als ihr Leben.«

Mit diesen Worten hat der russische General den Nagel auf den Kopf getroffen. Das grosse Missverhältniss zwischen den beiden kämpfenden Parteien ruft das Interesse auch des kühnsten und nüchternsten Beurtheilers an diesem ungleichen Kampfe hervor: Auf der einen Seite das grossbritannische Kaiserreich mit 350 Millionen Einwohnern, das unseren ganzen Planeten mit seinen Interessensphären umspannt, und dessen gewaltige Flotte wie ein eiserner Panzer die sämtlichen grossbritannischen Kolonien nach den Meeren zu schützt, auf der anderen Seite zwei kleine Bauernrepubliken von mehreren hunderttausend Einwohnern ohne Beziehung zur Aussenwelt, ganz allein auf sich und den lieben Gott angewiesen. Wenn ich mich eines Vergleiches bedienen darf, so ist das Missverhältniss noch nicht so gross, wenn die freie Hansestadt Hamburg mit seinen 600 000 Einwohnern an Russland mit seinen 120 Millionen den Krieg erklären wollte! Kein Mensch würde aber einen solchen Krieg für möglich oder wohl gar für erfolgreich halten. In Südafrika ist dieser Krieg nicht nur möglich, sondern scheint für den Schwächeren sogar erfolgreich zu sein.

Dies führt uns auf die sehr interessante Frage, warum der Krieg für die Buren bisher erfolgreich gewesen ist, und ob er auch bis zu seinem Ende von Erfolgen begleitet sein wird.

Uns Deutsche beschäftigt diese Frage fast ebenso sehr als England, jedenfalls bei Weitem mehr als irgend eine andere europäische Macht, weil wir in Südafrika nicht allein Interessen besitzende, sondern auch Land besitzende Macht sind. Wenn wir die Karte von Südafrika betrachten, so sehen wir, dass höchstens noch Portugal als Landbesitzer in Südafrika in Betracht kommt. Der portugiesische Kolonialbesitz in Südafrika

umfasst etwa 2 Millionen Quadratkilometer, also den knappen dritten Theil von ganz Südafrika. Hinter diesem Kolonialbesitz steht das Königreich Portugal mit 5 Millionen europäischen Einwohnern. Die 13 Millionen eingeborener Bevölkerung der beiden portugiesischen Kolonien sind nicht in Rücksicht zu ziehen, weil sich Portugal im Falle eines südafrikanischen Krieges auf sie in keiner Weise verlassen könnte. Ebenso wenig würden die 5000 Köpfe weisser Bevölkerung in den portugiesischen Kolonien bei einem Kriege, wie er jetzt tobt, in Rechnung zu ziehen sein.

Deutschland partizipirt an Südafrika mit 830 000 qkm, besitzt also etwa den achten Theil von Südafrika. Hinter diesem Kolonialbesitz steht das Deutsche Reich mit seinen 52 Millionen Einwohnern. Für uns würde ebenfalls nicht die Eingeborenenbevölkerung Südwest-Afrikas, die eine Million Köpfe kaum überschreiten dürfte, im Falle eines südafrikanischen Krieges in Betracht kommen können; und die in unserer Kolonie vorhandene weisse Bevölkerung von 1500 Menschen, bei welcher die Schutztruppe mit 900 Mann eingerechnet ist, kann ernstlich ebenfalls nicht in Betracht gezogen werden.

Grossbritannien nimmt den grössten Theil von Südafrika ein, nämlich über 3 Millionen Quadratkilometer, also fast die Hälfte von ganz Südafrika. In diesem Gebiete hat England mit einer Bevölkerung von über 3 Millionen Menschen zu rechnen, von denen fast eine halbe Million Weisse sind. Hinter diesem südafrikanischen Kolonialbesitz steht nicht allein das Mutterland England mit 38 Millionen Einwohnern, sondern auch die übrigen grossbritannischen Kolonien.

Gegen diese drei südafrikanischen Grossmächte, Grossbritannien mit der Hälfte, Portugal mit dem Drittel und Deutschland mit dem Achtel von ganz Südafrika, ist der Landbesitz der beiden Buren-Republiken Transvaal und Oranje-Freistaat klein zu nennen. Beide zusammen sind etwa 440 000 qkm gross, also halb so gross als unser deutsch-südwest-afrikanischer Besitz, und stellen demnach nur den sechzehnten Theil von ganz Südafrika dar. Sie haben beide zusammengenommen eine



Bevölkerung von etwa einer Million, von der nur der vierte Theil, also 250 000, aus Weissen besteht. Sie haben aber keinen Rückhalt an einer Mutternation, aus der sie neue Kraft und Hülfe schöpfen können.

Der gewaltige Unterschied zwischen den beiden kleinen Buren-Staaten und den drei südafrikanischen Grossmächten besteht aber darin, dass erstere eine weisse Bevölkerung an Ort und Stelle haben, auf die sie sich unbedingt verlassen können, während dies bei den drei genannten südafrikanischen Grossmächten nicht der Fall ist. Wie schon bemerkt worden ist, hat Portugal in seinen südafrikanischen Kolonien nur etwa 5000 Weisse, von denen derjenige Theil, der aus Portugal selbst stammt, und der deshalb durch das eigene Nationalgefühl der Träger der portugiesischen Herrschaft in Südafrika sein müsste, zum grossen Theil moralisch heruntergekommen ist. Wer Portugal und die romanische Misswirthschaft kennt, wird einsehen, dass die beiden portugiesischen Kolonien in Südafrika an der eigenen Nation keinen Rückhalt finden können. Man muss bedenken, dass die Provinz Angola früher Deportationskolonie war. Heute noch laufen daselbst Portugiesen als Händler und Transportfahrer herum, die einen Mord auf dem Gewissen haben und nach unseren Begriffen ins Zuchthaus gehörten. Wer sehen will, was aus einer Kolonie werden kann, wenn sie Deportationskolonie ist, muss Portugiesisch-Südwest-Afrika sich ansehen. Dr. Hans Schinz schreibt darüber in seinem lehrreichen Buche »Deutsch-Südwest-Afrika«: »Schon der Hinweis auf die Thatsache, dass Mossamedes (das ist der südlichste Theil von Portugiesisch-Südwest-Afrika), und zwar vorzugsweise der Süden dieses Gebietes, während vieler Jahre ausschliesslich mit portugiesischen Deportirten der schlimmsten Sorte bevölkert wurde, genügt, um einen Begriff zu geben von dem jämmerlichen Zustande, dem dieses herrliche Land allmählich im Laufe der Zeit verfallen ist. Menschen, die von der Gesellschaft ihresgleichen ausgeschlossen werden mussten, waren hier die Träger der Kultur, einer Kultur allerdings, die noch unter dem Niveau jener der Eingeborenen stand, was zur natürlichen Folge hatte, dass der Weisse sogar

der Achtung des Schwarzen verlustig ging, dessen Knecht wurde und sich schliesslich von seinem Herrn durch nichts mehr als die Hautfarbe unterschied.«

Uns interessirt diese Frage deshalb in hohem Maasse, weil vor nicht zu langer Zeit die Frage auftauchte, ob wir nicht auch unsere südwest-afrikanische Kolonie als Deportationskolonie ausnutzen könnten. Ich möchte mich hier ganz energisch dagegen aussprechen, und ich glaube, dass jeder erfahrene Südwest-Afrikaner sich auf meine Seite stellt. Nicht allein würde ein ganzes Heer von Polizisten nöthig sein, um die Kolonie nach aussen hin abzusperrern und ein Entweichen der Deportirten zu verhindern, sondern es würde der eingeborene Hottentotte, Damara oder Buschmann zum ersten Male in seinem Leben weisse Menschen als Bestrafte, als moralisch Untergeordnete, als Tieferstehende vor Augen haben. Das würde nicht dazu beitragen, das Ansehen der weissen Rasse zu heben, sondern es würde im Gegentheil zu Zuständen führen, wie sie in Portugiesisch-Südwest-Afrika entstanden sind. Eine Deportationskolonie lässt sich wohl auf einer menschenleeren Insel einrichten, nicht aber in einem nach allen Seiten offenen Steppengebiet, wo die Menschen auf weite Räume vertheilt sind, wo sie auseinanderstreben, und wo Hunderttausende von Eingeborenen leben, denen der Weisse als Träger der Kultur und der Civilisation mit gutem Beispiel vorangehen soll.

Portugal hat in seinen Kolonien in der That abgewirthschaftet, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann diese beiden südafrikanischen Kolonien auseinanderfallen werden. Thatsächlich scheinen die beiden anderen Grossmächte Südafrikas, nämlich Grossbritannien und Deutschland, schon jetzt ein Abkommen über die Auftheilung der portugiesischen Kolonien getroffen zu haben, jenes englisch-deutsche Abkommen nämlich, dessen Inhalt bisher geheim gehalten worden ist.

In Südafrika kommen also als Grossmächte eigentlich nur Grossbritannien und Deutschland in Frage, abgesehen von den beiden Buren-Republicen, die wir gesondert betrachten müssen.

Wie schon hervorgehoben worden ist, steht hinter unserer südwestafrikanischen Kolonie das Deutsche Reich mit seinen 52 Millionen Einwohnern. Die Frage liegt nahe, welchen Werth, welche Kraft diese Kolonie für uns darstellt und in Zukunft darstellen wird, ob diese Kolonie so entwicklungsfähig ist, dass sie einmal auf eignen Füßen stehen, dass sie aus sich selbst heraus die Kraft finden kann, gewissermaassen als ein Neu-Deutschland in der südafrikanischen Politik so mitzusprechen, wie es die Buren-Republiken heute zu thun vermögen. Wenn dies der Fall sein soll, muss der Nachweis erbracht werden, dass wir uns in Deutsch-Südwest-Afrika eine weisse Bevölkerung zu schaffen im Stande sind, auf die wir uns absolut verlassen können. Wird dieser Nachweis erbracht, so ergibt sich als Hauptaufgabe unserer Kolonialpolitik die Besiedelung von Deutsch-Südwest-Afrika mit einer solchen Bevölkerung.

Parallel mit dieser vornehmsten internen Aufgabe unserer Kolonialpolitik gehen aber zwei andere nicht minder wichtige Aufgaben externer Natur, die zuerst Erwähnung finden mögen.

Wenn wir unsere deutsch-südwest-afrikanische Kolonie betrachten, so fallen uns zunächst im Norden und Osten die geradlinigen Grenzen auf. Nur im Nordwesten bildet der Kunene, im Süden der Oranje-Fluss eine natürliche Grenze. Diese Grenzen sind nicht drüben in Afrika, sondern hier in Europa auf diplomatischem Wege festgelegt worden. Die Eingeborenenstämme, die in diesen Gebieten wohnen, haben selbstverständlich keine Ahnung von den farbigen Grenzlinien, welche die Diplomaten der europäischen Mächte auf ihren Landkarten gezogen haben. Wir operiren mit Afrika wie mit einem Gegenstand. Die Frage: »Was wird Afrika dazu sagen?«, in welcher Afrika politischer Machtbegriff ist, existirt noch gar nicht und wird so lange nicht aufkommen, als Afrika in Interessensphären der europäischen Mächte aufgetheilt bleiben wird.

Bei der Unkenntniss der in Frage stehenden, oft noch in räthselhaftes Dunkel gehüllten Gebiete und bei der Willkür, mit der diese Grenzlinien gezogen worden sind, ist es ganz

klar, dass eine solche Kolonie kein einheitliches, in sich zusammenhängendes, gewissermaassen national abgesondertes Wirthschaftsganzes darstellt, sondern dass diese Grenzlinien bisweilen ganze Stämme, ganze Wirthschaftsgebiete mitten durchschneiden. Ein Vorwurf ist deshalb Niemandem zu machen. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir seiner Zeit nehmen mussten, was wir noch erhalten konnten. Ungünstige Grenzlinien mussten deshalb mit in den Kauf genommen werden. Von unserem Standpunkt aus kann ich eine solche ungünstig erscheinende Grenzlinie nicht einmal als ungünstig bezeichnen. In allen diesen Grenzgebieten unserer afrikanischen Kolonien, wo die Grenzlinie einen Stamm oder ein Wirthschaftsgebiet durchschneidet, waren — ehe wir die schwarz-weiss-rothe Flagge hissten — bereits fremde Nationalitäten da, deren Angehörige daselbst Handel trieben und Stationen errichtet hatten. Wenn es also in Rücksicht auf diese bereits vorhandenen fremden Interessen unmöglich war, den ganzen Stamm oder das ganze Wirthschaftsgebiet einzuverleiben, so sollten wir damit zufrieden sein, uns einen Theil dieses Gebietes gesichert und den Zugang zu einem solchen Gebiete durch Verlegen der Grenzlinie mitten durch dasselbe verschafft zu haben. Wir haben fast in jeder unserer Kolonien solche zerschnittenen Grenzgebiete. Ich nenne in Kamerun den äussersten Norden bis zum Tsad-See, wo die Engländer und Franzosen schon seit Jahren sitzen, und die Südostecke von Kamerun am Sanga-Fluss, wo die Belgier und Franzosen ihre Faktoreien schon lange vor uns errichtet haben, in Südwest-Afrika den ganzen Norden des Ovambo-Landes und das Okavango-Gebiet, in welches die Handelsbeziehungen der Portugiesen von Norden, von Mossamedés her, schon seit mehr als 100 Jahren bis ins Ondonga-Gebiet gereicht haben. Ideal wäre es freilich, wenn jede Kolonie so abgesondert als Insel gelegen wäre, wie Madagaskar für die Franzosen. Eine weise Kolonialpolitik muss mit diesen Grenzzuständen rechnen. Wir können uns einfach nicht über diese vorhandenen Zustände hinwegsetzen. Erstens können wir die Rechte der Eingeborenen in diesen Grenzgebieten nicht ohne Weiteres annulliren, und uns Deutschen zu Liebe werden diese Grenzstämme ihre alther-

gebrachten Handelsverbindungen auch nicht aufgeben. Zweitens hätten wir auch gar keine Macht dazu, die fremden bereits bestehenden Einflüsse zu beseitigen und die Eingeborenen zu zwingen, sich dem deutschen Handel, der deutschen Kolonisation zu öffnen. Wir haben noch Grenzgebiete, wo bisher kein Deutscher seinen Fuss hingesezt hat, und wo schon seit Jahren Engländer, Franzosen, Belgier und Portugiesen Handel treiben und festen Fuss gefasst haben. Wenn aber zugegeben wird, dass ein feindseliges Verhalten gegen diese fremden Interessen nicht am Platze ist, weil wir Konflikte über Konflikte uns auf den Hals laden würden, die schliesslich nur auf diplomatischem Wege in Europa ihre Erledigung finden und zuletzt zu Repressalien in fremden Kolonien, wo deutsche Interessen festgelegt sind, führen würden, so bleiben nur zwei Wege übrig, unser Verhalten in diesen Grenzgebieten einzurichten, nämlich entweder gar nichts zu thun und mit den Händen im Schoss zuzusehen, wie die Fremden diese Grenzgebiete weiter abgrasen und wirtschaftlich ausbeuten, oder aber sich mit diesen fremden Interessen zu alliiren, eigene Interessen mit ihnen zu verknüpfen und in friedlichem Bunde auf internationaler Basis in Gemeinsamkeit die Grenzgebiete wirtschaftlich auszubeuten. Man wird mir beipflichten, dass dieser letztere Weg der einzig vernünftige ist. Ich betrachte es als einen weisen und zugleich thatkräftigen Schritt unserer Kolonialpolitik, als einen mächtigen Schritt vorwärts, dass unsere Regierung in allen Grenzgebieten, wo wir mit fremden, bereits vorhandenen Interessen zu rechnen haben, Unternehmungen fördert, welche diese fremden Interesssen mit eigenen Interesssen verbinden, welche deutsches Kapital gewissermaassen wie Blut in den bereits vorhandenen fremden Organismus hineinleiten. Ich möchte es sogar als eine wichtige Aufgabe unserer Kolonialpolitik betrachten, genau die Grenzgebiete unserer Kolonien zu untersuchen, festzustellen, inwieweit fremde Interessen daselbst schon vorhanden sind, und alle Mittel zu versuchen, auch deutsche Interessen, deutsches Kapital daselbst festzulegen. Die warnenden Stimmen,

welche zur Vorsicht mahnen, lasse ich gern gelten. In kolonialen Unternehmungen kommt aber schliesslich Alles auf das Vertrauen hinaus, das man zu den leitenden Persönlichkeiten hat. Zu viel Vorsicht, zu viel Bedenken und zu viel Erwägen hemmen das Handeln. In kolonialen Unternehmungen muss man muthig wagen. Gerade unsere Vorsicht und unsere Zaghaftigkeit haben unser deutsches Kapital für unsere eigenen kolonialen Unternehmungen bisher allzusehr zurückgehalten.

Aus dem eben Gesagten ergeben sich aber zwei grosse Aufgaben für die verantwortlichen Leiter unserer Kolonialpolitik: erstens die Grenzlinien unserer Kolonien, wo es nöthig ist, zu verbessern, zweitens deutsche Interessen in den unsicheren Grenzgebieten zu schaffen.

Unsere südwest-afrikanische Kolonie ist ein lehrreiches Beispiel zur Bethätigung dieser beiden Aufgaben.

Die Nordgrenze von Südwest-Afrika geht von der Küste aus den Kunene aufwärts und dann auf dem 17. Breitengrade hin. Sie schneidet mitten durch das stark bevölkerte Ovambo-Land, dessen nördliche Stämme nicht wissen, ob sie zur portugiesischen oder zur deutschen Kolonie gehören. Zur Zeit haben wir unsere Schutzherrschaft noch nicht auf das Ovambo-Land ausgedehnt. Unsere nördlichsten Militärstationen reichen nur bis etwa zum 19. Breitengrade, also noch nicht bis zu der grossen Etosha Salzpflanze. Sobald wir aber erst einmal festen Fuss im Ovambo-Lande gefasst haben, sobald wir dem nach der portugiesischen Seite hin heute noch stattfindenden Sklavenhandel, dem Waffen- und Munitionsschmuggel und dem demoralisirenden Branntweinhandel Einhalt gebieten werden, wird es zu einer genaueren Abgrenzung und grösseren Abrundung im Norden kommen müssen, und die Portugiesen werden gezwungen sein, in diesen nördlichen Gebieten, wo sie selbst keine Ordnung einzuführen oder aufrecht zu erhalten vermögen, uns die Kontrolle zu überlassen.

Diese Aufgabe, bessere Grenzen zu schaffen, deckt sich zugleich auch mit der Aufgabe, bessere Verbindungen des Innern mit der Küste herzustellen.

Unsere südwest-afrikanische Kolonie besitzt so, wie sie augenblicklich begrenzt ist, nur zwei natürliche Thore, durch welche man vom Meere aus ins Innere hinein oder vom Innern nach dem Meere hinaus kann. Diese beiden natürlichen Thore sind Walfisch-Bai und Lüderitz-Bucht. Walfisch-Bai ist das Eingangsthor für den mittleren Theil unserer Kolonie, Lüderitz-Bucht für den südlichen Theil. Walfisch-Bai ist aber englisch, und dies hat uns veranlasst, unmittelbar nördlich von Walfisch-Bai uns ein eigenes Eingangsthor in unserer Kolonie zu schaffen. Diese deutsche Landungsstelle ist, wie allgemein bekannt, Swakopmund. Swakopmund ist kein natürlicher Hafen, sondern eine offene Rhede, die wir durch den Bau einer Mole erst zu einem Hafen machen müssen. Der Grundstein dieser Mole ist im September 1899 gelegt worden. In demselben Verhältniss, als der Bau dieser Mole fortschreitet, machen wir uns unabhängig von Walfisch-Bai. Immerhin betrachte ich es als sehr wünschenswerth, dass wir Walfisch-Bai von den Engländern erwerben. Ich nehme nicht den Standpunkt mancher Chauvinisten ein, welche erklären, dass wir Walfisch-Bai nicht brauchen und deshalb nicht einmal geschenkt annehmen möchten, nachdem wir Swakopmund als Eingangsthor für unsere Kolonie uns geschaffen haben. Ich begreife aber vollständig, dass wir für Walfisch-Bai keinen zu hohen Preis zahlen wollen. Dieser Preis sinkt in demselben Verhältniss, als wir Swakopmund durch den Bau der Mole verbessern. Wir sind also in der günstigen Lage, warten zu können, während die Engländer in der ungünstigen Lage sich befinden, zuzusehen, wie wir uns allmählich immer mehr von Walfisch-Bai emanzipiren. Thatsächlich tauchen jetzt schon in England in eingeweihten Kreisen Meinungen auf, die dahin gehen, dass man Walfisch-Bai als unnöthig für England betrachtet, und dass man es deshalb als Kompensationsstück für irgend etwas Anderes austauschen könnte. Die Engländer haben erkannt, dass sie mit uns in Südafrika dauernd auf eine weite Zukunft hinaus zu rechnen haben werden. Mit dieser Erkenntniss müssen sie zugleich auch einsehen, dass Walfisch-Bai für sie selbst von gar keinem Nutzen mehr ist, während es für uns eine relative Bedeutung behalten wird.

Erst nördlich von unserm Schutzgebiet, auf portugiesischem Gebiete, finden wir wieder ein natürliches Eingangsthor, nämlich die grosse Fisch-Bai oder Tiger-Bai. Sie liegt nur wenige Kilometer von unserer Nordgrenze entfernt und bildet das natürliche Eingangsthor für den nördlichen Theil unseres Schutzgebietes. Es ist ganz klar, dass wir bestrebt sein müssen, diesen natürlichen Hafen von den Portugiesen zu erwerben.

Wenden wir uns nun zu den internen Aufgaben, die sich auf unsere südwest-afrikanische Kolonie beziehen. Als Hauptaufgabe hatte ich oben die Besiedelung unseres Schutzgebietes hingestellt; hierzu ist aber der Nachweis nothwendig, dass sich Südwest-Afrika zur Besiedelung im grossen Stile eignet. Dies führt uns zu der ebenfalls schon angedeuteten Frage, welchen wirthschaftlichen Werth Südwest-Afrika für Deutschland darstellt. Diese Frage ist berechtigt, weil wir bisher nur Geld in die Kolonien gesteckt haben, ohne dass wir irgend eine nennenswerthe Einnahme aus ihnen herausgezogen haben. Wie lange soll das noch fortgehen? Ist es vielleicht nicht besser, Südwest-Afrika als Kompensationsstück gegen andere grössere Vortheile auf kolonialem Gebiete auszutauschen?

Es führt mich dies zu einer kurzen Betrachtung Südafrikas im Allgemeinen.

Unsere südwestafrikanische Kolonie ist ein Theil von Südafrika. Nach jeder Richtung hin, in geologischer, botanischer, zoologischer und anthropologischer Beziehung, besteht zwischen Südwest-Afrika und dem übrigen Südafrika ein inniger Zusammenhang. Es ist eben unmöglich, eine Kolonie als abgesondertes Ganzes, losgelöst von seiner Umgebung, zu betrachten und sie als solches ganz unabhängig von den umliegenden Ländern wirthschaftlich zu entwickeln. Eine Kolonie kann man nicht wie ein Stück Kuchen ansehen, das man ausschneidet aus dem grossen Ganzen und nun als getrenntes, losgelöstes Stück für sich allein verzehrt.

Ganz Südafrika müssen wir auffassen als ein geographisches Ganzes. Seine nördliche Grenze liegt etwa auf dem 10. Breitengrade und durchschneidet den nördlichen Theil der portugiesi-



schen Kolonie Angola. Südafrika reicht also im Norden weit in das Tropengebiet hinein, welches eigentlich, rein geographisch genommen, bis zum Wendekreis des Steinbocks, also bis zum 23. Grad südlicher Breite, reichen müsste, so dass unsere südwestafrikanische Kolonie mit ihrer ganzen Nordhälfte zu den Tropen zu rechnen wäre. In Wirklichkeit liegt die Grenze der Tropen in unserem Schutzgebiet viel weiter nach Norden. Die Palmengrenze, die wir als Tropengrenze annehmen dürfen, durchzieht in einem nach Süden offenen Bogen diese Nordhälfte unseres Schutzgebietes, so dass eigentlich nur das Ovambo-Land und das Okavango-Gebiet als wirklich tropisch bezeichnet werden dürfen. — Der grössere Theil von Südafrika ist ein ausgesprochen subtropisches Land mit einer einmaligen Regenzeit und einer einmaligen Trockenzeit, die mehrere Monate, bei uns im Schutzgebiet bis zu neun Monaten, dauern kann. Die Folge ist eine ausgesprochene Steppenbildung, aus mächtigen Gras- und Buschwaldflächen bestehend. Diese Vegetationsdecke ruht auf der riesengrossen, innerafrikanischen Hochebene, die gewissermassen als höchste Terrasse, etwa 1000 m hoch, das breite innere Massiv Südafrikas ausfüllt. Wir können uns Südafrika wie eine Riesentafel vorstellen, in Dreiecksform, deren Basis im Norden etwa mit dem 10. Breitengrad zusammenfällt und deren flach abgerundete Spitze nach dem Südpol zuweist. Dieses Hochplateau senkt sich allmählich nach dem Ngami-See zu, der eine Depression dieser Hochfläche darstellt. In dem nördlichen Theile unseres Schutzgebietes reicht diese Hochfläche weit nach Westen. Die bekannte Etosha-Salzpflanze liegt noch auf ihr. Auch das ganze Ovambo-Land ist hinzuzurechnen. Erst weiter nach Westen, am Rande des Kaoko-Feldes, senkt sich das Land. In einem ziemlich scharfen Absatz steigen wir auf die nächste Terrasse hinab, und unaufhörlich bewegen wir uns in westlicher Richtung abwärts dem Meere zu. Die Reste der früheren Terrassen sehen wir noch stehen geblieben als Tafelberge und abgeschnittene Kegelberge, welche das ganze Gebirgsgebiet des Kaoko-Feldes erfüllen. Wenn wir von dem innerafrikanischen Hochplateau nach Süden gehen, wiederholt sich dasselbe: terrassenförmig

senkt sich das Gelände nach dem Meere zu. In gleicher Weise ist es bei dem Abstieg nach Osten zu der Fall.

Ein ungünstiger Unterschied zwischen unserer Kolonie und dem übrigen Südafrika besteht darin, dass ihre westliche Abdachung von der Küste an bis etwa 70 km ins Innere hinein wenig oder gar keine Vegetation trägt und geographisch als Wüste bezw. Wüstensteppe bezeichnet werden muss. Diesen Küstengürtel müssen wir aber bei der Beurtheilung unseres Schutzgebietes ganz ausscheiden. Mit ihm dürfen wir den ganzen inneren Theil unserer Kolonie nicht verwechseln. Dieser Küstengürtel hat unser Schutzgebiet bisher immer in den schlechtesten Ruf gebracht, und er ist auch die Ursache gewesen, dass keine Nation, auch nicht die Engländer, gewagt hatten, von Südwestafrika politisch Besitz zu ergreifen. Diesem Wüstengürtel müssen wir es also danken, dass wir überhaupt noch landbesitzende Macht in Südafrika geworden sind.

Die Vegetationsdecke des südafrikanischen Kontinents habe ich bereits erwähnt. Die Steppe ist ein Produkt der eigenthümlichen Regenvertheilung. Die Regen fallen eben nicht das ganze Jahr hindurch, sondern zusammengedrängt in kurzer Zeit. Man kann deshalb aber nicht sagen, dass Südafrika in allen seinen Theilen ein regenarmes Land sei. Der Norden unseres Schutzgebietes z. B. erhält in der Regenzeit kolossale Wassermengen, die wochenlang in Form von Vleys und Morästen auf den riesigen Ebenen stehen. Weil diese Ebenen fast gar keine Abflüsse besitzen, bleibt das Wasser stehen, versickert allmählich in die Tiefe und verdunstet zu einem geringen Theil. Nur in den nach der Küste zu gelegenen Terrassengebieten, also im Kaoko-Feld und in Gross-Namaland, wo Flussbildung vorhanden ist, fließt in der Regenzeit das Wasser rapid thalabwärts dem Meere zu. Diesem gleichen Vorgang begegnen wir überall rings um das innerafrikanische Hochland herum auf seinen westlichen, südlichen und östlichen Abdachungen. Auf diesen geologischen Aufbau gründen sich auch die beiden Prinzipie der Wasserbeschaffung. Auf dem innerafrikanischen Hochplateau, wo das Wasser einfach versickert, ohne abfließen zu können, muss man

Bohrungen machen und durch irgend eine Kraft, z. B. Windpumpen, das Wasser auf die Oberfläche emporheben. Auf den Abdachungen und Terrassen nach der Küste zu, welche in Form von Flüssen und Thalbildungen zerklüftet und erodirt sind, werden neben Bohrungen vor Allem Dämme und Stauanlagen am Platze sein. Es ist eine allgemeine Erfahrung in der Kapkolonie, dass im Durchschnitt bei 40 bis 50 Fuss Tiefe durch Bohrungen mit Diamantbohrern Wasser zu finden ist, zum Unterschiede von Australien, wo die Bohrungen mit Tiefbohrern auf ganz beträchtlich grössere Tiefe (bis 2000 Fuss Tiefe) ausgeführt werden müssen. Es ist anzunehmen, dass der Erfahrungssatz der Kap-Kolonie sich auch in unserer Kolonie bestätigen wird. Wasser ist in genügender Menge vorhanden. Es ruht nur in der Tiefe und muss durch Kraft emporgehoben werden. Bei den das ganze Jahr hindurch wehenden Winden ist diese Kraft in der Natur schon selbst gegeben. Eine grosse Anzahl Windmotore, über das ganze Land vertheilt, wird grosse Mengen Wasser aus der Tiefe an die Oberfläche schaffen. Welcher Reichthum von Wasser in der Tiefe ruht, ist schon ersichtlich aus den Tausenden von Wasserstellen, in denen das Wasser aus geologischen und physikalischen Gründen aus der Tiefe an die Erdoberfläche von selbst heraustritt.

Neben der Wasserfrage kommt für den landwirthschaftlichen Werth einer Kolonie die Bodenfrage in Betracht. Sie lässt sich ebenfalls günstig beantworten. Für den Boden im Norden unserer Kolonie, im Gebiet der South-West-Africa-Company, haben die Untersuchungen ein gutes Resultat ergeben. Eine eigenthümliche Erscheinung durch ganz Südafrika hindurch sind die Salzpflanzen und Brackwasserstellen. Mehr oder weniger häufig treten Spuren von salziger Beimischung sowohl im Boden wie im Wasser auf. Die Hypothese, dass der ganze afrikanische Kontinent sich allmählich aus dem Meere emporgehoben hat, und dass die verschiedenen Terrassen verschiedene Epochen dieser säkulären Hebung darstellen, verdient in hohem Maasse Beachtung. Thatsächlich nimmt auch der Salzgehalt in Richtung nach dem Meere zu. Sämmtliche Flüsse, die quer durch

das Kaoko-Feld nach dem Meere abfliessen, habe ich an der Mündung schwer brackisch gefunden, und ihr Wasser ist deshalb in diesem Küstengürtel landwirthschaftlich wenig oder gar nicht benutzbar. Brackische Wasserstellen findet man in dem Küstengürtel auf der grossen Namib-Ebene, der zweiten Terrasse am Meere entlang, in grosser Menge. Das Wild liebt diese brackischen Stellen, und grosse Antilopenheerden, Guaggas und Strausse bevölkern die Thäler und Gebirgsabhänge des Kaoko-Feldes. Heutzutage finden wir aber diese Salzreste des ehemaligen Meeresbodens nicht gleichmässig über das ganze Land vertheilt, sondern angereichert an ganz bestimmten Punkten, die dem Reisenden vom Eingeborenen als ganz besondere Brackwasserstellen oder als Salzpflanzen bezeichnet werden. Diese Anreicherung an ganz bestimmten Stellen hat ihren Grund darin, dass der afrikanische Kontinent seinen breiten Rücken schon Jahrtausende lang aus dem Meere herausgehoben und dem Einfluss des Regens und der Sonne ausgesetzt hat. Die jährlich in Form von Regen ins Land geworfenen Süswassermassen rufen einen allmählich sich abspielenden Aussüssungsprozess hervor, der schon Jahrtausende lang währt und zu dem heutigen Zustand des Landes geführt hat. Es ist deshalb ganz natürlich, dass auf dem mächtigen Hochplateau Innerafrikas mit seinen Depressionen nach der Etosha-Salzpflanze und dem Ngami-See zu die Anreicherung von Salz nach diesen Depressionen zu stattfinden musste. Thatsächlich sind auch die Etosha und die ganzen Niederungen daselbst mächtige Salzsümpfe. Auf den Abdachungen nach der Küste zu findet die Salzanreicherung nach den Flussthalern zu und in denselben nach der Küste zu statt. Dieser Aussüssungsprozess des ganzen afrikanischen Bodens ist infolge seiner Jahrtausende langen Dauer bereits soweit vorgeschritten, dass wir thatsächlich fast sämtliche Flussbetten in ihrem Mittel- und Oberlauf und die mächtigen Ebenen des Hochplateaus mit Ausnahme der Depressionen landwirthschaftlich ausnutzen können. In der Kap-Kolonie ist man übrigens diesem natürlichen Aussüssungsprozess zu Hülfe gekommen, indem man den Boden an besonders brackischen Stellen durch künstliche

Berieselung in dauernder systematischer Weise sehr schnell, viel schneller, als es die Natur erreicht, seines Salzgehaltes beraubt. Die Aussüßungsmethoden könnten wir in unserer Kolonie in gleicher Weise mit Erfolg anwenden, wenn wir soweit sein werden, dass wir nicht allein den noch in weiten Räumen unbenutzten guten Boden, sondern auch den brackischen Boden der Landwirtschaft dienstbar machen wollen. Auch in dieser Beziehung besteht eine gewisse Uebereinstimmung der Bodenverhältnisse durch ganz Südafrika hindurch. Rechnen wir dann die ebenfalls durch ganz Südafrika mit geringen Abweichungen mehr oder weniger gleichmässige Wärmeeinstrahlung hinzu, welche mit dem subtropischen Charakter Südafrikas zusammenhängt, so können wir behaupten, dass sich die drei Faktoren, Wasser, Boden und Wärme, vereinigen, um unser Schutzgebiet in landwirthschaftlicher Beziehung im Grossen und Ganzen nicht wesentlich schlechter, sondern fast ebenso gut erscheinen zu lassen wie das übrige Südafrika.

Bei der Erkenntniss dieser Wahrheit drängt sich die Frage auf, warum unser Schutzgebiet noch auf einer so geringen kulturellen Entwicklungsstufe steht, warum daselbst noch so wenig geleistet ist. Wenn wir unser Schutzgebiet in seiner Grösse von 800 000 qkm betrachten — Deutschland ist nur 540 000 qkm, also  $\frac{2}{3}$  mal so gross — ist diese Frage allerdings berechtigt; denn es muss zugegeben werden, dass thatsächlich wirklich Grosses weder in landwirthschaftlicher, noch in industrieller Beziehung geleistet worden ist.

Diese Frage führt uns zur Betrachtung der anthropologischen Verhältnisse unseres Schutzgebietes und zu einem Vergleich derselben mit dem übrigen Südafrika.

Noch ehe der Fuss eines Weissen südafrikanischen Boden betreten hatte, war ganz Südafrika von unabhängigen Hottentotten und Buschmann-Stämmen erfüllt, die wir als die Ureinwohner Südafrikas betrachten können. Von Norden her ragten bereits mächtige Bantu-Stämme herein, die immer weiter nach Süden vordrangen und mit ihren Rinderheerden die armen und wehrlosen Wurzelgräber der Steppen zurückdrängten. Die grossen

Kaffern-Stämme füllten den östlichen Theil Südafrikas aus; im Westen, in unserer Kolonie, waren es die Ovambo-Stämme, später die Damaras, die, von Norden kommend, die Hottentotten und Buschmänner zum Theil unterwarfen, zum Theil zurückdrängten. In dieser Weise vollzogen sich die Herrschaftsverhältnisse in Südafrika. Die ersten Weissen, welche südafrikanischen Boden betraten, waren die Portugiesen. Natürlich konnten sie das grosse afrikanische Gebäude nur durch die Thore, welche es nach dem Meere zu besitzt, betreten. Solcher Thore oder Landungsstellen giebt es aber an der ganzen gleichmässig verlaufenden Küste des afrikanischen Kontinents nur sehr wenige. Und schon aus diesem Grunde konnte infolge der mangelhaften Küstengliederung eine Berührung des weissen Elements mit den Eingeborenen nur an wenigen Punkten und an diesen auch nur ganz äusserlich, ganz oberflächlich vor sich gehen. Auf die Portugiesen folgten die Holländer, und mit ihnen beginnt die Invasion des weissen Elements in Südafrika, die Ablösung der Herrschaft des Eingeborenen durch die weisse Rasse. Seit Anfang dieses Jahrhunderts haben endlich die Engländer festen Fuss in Südafrika gefasst.

Diese Ablösung der Herrschaft des Eingeborenen durch die weisse Rasse, die ich kurz als Eingeborenen-Frage bezeichnen will, hat sich natürlich ganz allmählich und nicht immer friedlich abgespielt. Sowohl die Holländer oder Buren als auch die Engländer haben von Anfang ihrer Herrschaft an bis in die jüngste Vergangenheit hinein ernste Kämpfe mit den ehemaligen Herren des Landes, den Eingeborenen, zu bestehen gehabt.

Parallel mit dieser Eingeborenen-Frage, der Ablösung der Herrschaft des Eingeborenen durch die weisse Rasse, hat sich aber in Südafrika eine zweite Frage entwickelt, die ich der Kürze halber als die südafrikanische Frage bezeichnen möchte, die innerlich unabhängig von der Eingeborenen-Frage steht und die heute die wichtigste Frage Südafrikas ist, es ist die Frage der Rivalität zwischen dem holländischen oder Buren-Element und dem englischen Element. Es ist nicht nur eine Rivalität auf geistigem oder wirthschaftlichem Gebiete; eine

solche Rivalität würde ein gemeinsames Nebeneinanderbestehen, ein gemeinsames Arbeiten unter derselben Regierungsform ermöglichen, sondern es ist hauptsächlich eine Rivalität der Vorherrschaft, eine praktische Machtfrage, deren letzte Konsequenz der Krieg, das gegenseitige Bekämpfen und Niederkämpfen, ist.

Es ist merkwürdig und interessant zugleich, zu sehen, wie diese beiden Fragen die ganze Geschichte Südafrikas von Anbeginn an erfüllt haben und bis zum heutigen Tage nebeneinander hergegangen sind. Es ist doppelt merkwürdig, zu sehen, wie zwei weisse Nationen, statt sich im friedlichen Wettstreit die Hand zu reichen und gemeinsam die Eingeborenen-Frage zu beantworten, die ja für beide vorhanden war, ein ganzes Jahrhundert lang in Opposition zu einander leben und nach fast hundertjähriger Rivalität einen grossen Entscheidungskampf gegen einander führen vor den Augen der zahlreichen Eingeborenen-Stämme, die sie selbst erst unterjocht haben.

Die Rivalität zwischen den Engländern und den Buren begann gleich, nachdem die Engländer im Jahre 1815 Südafrika in Besitz genommen hatten. Damals beschränkte sich die Macht der Weissen auf den südlichsten Theil der Kap-Kolonie. Dahinter, nach Norden zu, lag weit und breit, nach allen Richtungen hin, unbekannte Wildniss, nämlich der damals noch dunkle Theil Südafrikas.

Als der Engländer nach Südafrika kam, brachte er eine andere Regierungsform und eine liberalere Auffassung vom Werth des Eingeborenen mit. Als Amtssprache wurde nach und nach das Englische eingeführt, die alte holländische Verwaltungsform wurde durch die englischen Formen verdrängt. Der Eingeborene wurde nach englischem Gesetz als gleichwerthiger Bürger behandelt. Vor Allem machte sich das Uebergewicht der Bildung geltend. Dadurch kam es, dass der holländische Bauer oder Bur, wie wir ihn kurz nennen wollen, allmählich seine bisher innegehabte Macht in die Hände eines fremden Eroberers hinübergleiten sah, dass er zusehen musste, wie alle maassgebenden und einflussreichen Stellen in die Hände

der gebildeteren Fremden kamen, und wie er selbst allmählich auf die Stufe des Eingeborenen herabzusinken drohte.

Mit der freien, liberalen Regierungsform brachte der Engländer auch seinen starken Erwerbssinn, seinen kalten Geschäftsgeiz mit sich. »To make money« das ist das Leitmotiv seines Handelns. Es ist ganz klar, dass der afrikanische Bauer sich nach jeder Richtung hin dem fixeren, geschäftlich schneidigeren und rücksichtsloseren Engländer unterlegen fühlen musste. Dass der afrikanische Bur, der bisher allein Herrscher des Landes, und dem die Eingeborenen als Leibeigene dienstbar gewesen, sich in die neue Ordnung der Verhältnisse nicht schicken wollte, lag auf der Hand. Der ihm angeborne konservative Sinn hielt an der althergebrachten Ordnung der Dinge fest. Auch liess es sich vom Standpunkt des Buren viel besser und bequemer nach der alten Schablone leben, wo die Eingeborenen die Arbeit verrichten mussten, und man selbst nicht viel zu lernen brauchte. Das Leben der Buren war und ist heute noch ein altpatriarchalisches, es ist ein beschauliches Dahinleben ohne irgend welche Ansprüche. Im vollen Gegensatz hierzu steht das Hasten und Treiben des nach Erwerb und Reichthum strebenden Engländers, das er aus seiner Heimath mitbringt und auf seine Kolonie überträgt. Man kann sich keine grösseren Gegensätze vorstellen als die behagliche Stille und Ruhe einer afrikanischen Farm, wo wochenlang sich kein Besuch sehen lässt, und das gewaltige Wogen und Treiben der Hunderttausende von Menschen in der City von London.

In demselben Maasse als der Bur einsah, dass er im Kampfe ums Dasein mit den Waffen der Kultur, der Bildung und der kaufmännischen Spekulation dem Engländer unterliegen würde, erwachten sein Misstrauen und sein Trotz und verschärfte sich sein Hass gegen alles Neue.

Dadurch aber, dass die noch unerschlossenen und besitzlosen, gewaltigen Gebiete vom inneren Südafrika in seinem Rücken sich ihm als eine neue Heimath darboten, wo er ungestört nach seinen althergebrachten Formen zu leben hoffen durfte, gab er den Konkurrenzkampf mit dem neuen Eindringling



auf und wanderte gen Norden. Der Umstand, dass der ganze innere Theil von Südafrika von Weissen noch unbewohnt war, bildete das Ventil, durch welches dem nach und nach aufgespeicherten Hass der Buren gegen die Engländer nach einer ganz anderen Seite hin Luft gemacht wurde. Zu Tausenden wanderten die Buren nach Norden und eroberten von den Eingeborenen Schritt für Schritt erst die Kap-Kolonie, dann den Oranje-Freistaat, zuletzt Transvaal. Aber überall hin folgte dem Buren der geschäftssinnige Engländer, der den Ersteren von Anfang an als einen halben Unterthan betrachtete und sich berufen fühlte, ihn der europäischen Kultur, aber auch der brutalen Spekulation zu unterwerfen.

Solange das Ventil, nämlich die Möglichkeit des Ausweichens und Auswanderns in weiter nördlich gelegene, noch nicht politisch in Besitz genommene Gebiete von Südafrika noch existirte, zog es der Bur vor, dem Eindringen des englischen Machteinflusses zu weichen.

Dass aber der Gegensatz zwischen den beiden im Kampfe liegenden Prinzipien, des Konservatismus der Buren und des Liberalismus der Engländer, zu einer Katastrophe führen musste, wenn das Ventil nicht mehr existirte, musste jeder vernünftige Politiker, der die Geschichte Südafrikas kennt, einsehen.

Heute ist diese Katastrophe eingetreten. Sie lag schon lange in der Luft, nämlich von dem Augenblick an, als den Buren die Möglichkeit genommen war, dem Vordringen der englischen Macht auszuweichen und sich eine neue Heimath zu suchen. Ein Blick auf die Karte lehrt, dass der Bur jetzt eingekeilt ist zwischen fremden Nationen. Wie zwei Enklaven nehmen sich die beiden Buren-Republiken aus, rings umklammert von englischem Gebiet, denn bis vor Ausbruch des Krieges war zu befürchten, dass auch das östlich angrenzende portugiesische Gebiet über kurz oder lang doch einmal englisch werden würde. Auch ist der Bur deshalb schon an der Grenze seiner Auswanderungsmöglichkeit angekommen, weil weiter nördlich rein tropische Gebiete liegen, die mit ihrem Malariafieber eine Besiedelung mit weisser Bevölkerung im grossen Stile nicht zulassen. Ausserdem mag der Bur in den letzten Jahrzehnten

mehr als früher zu der Erkenntniss gekommen sein, dass ihm das fortwährende Ausweichen auf die Dauer doch nichts nützen würde. In der That ist ja auch in den letzten Jahrzehnten durch Entdeckung der Diamantfelder bei Kimberley und der Goldfelder bei Johannesburg der Appetit der Engländer viel stärker geworden, und ihre Eroberungslust hat ein viel schärferes Tempo eingeschlagen.

Dr. Siegfried Passarge, einer unserer besten Kenner süd-afrikanischer Verhältnisse, der kürzlich eine sehr lehrreiche Abhandlung über den Krieg in Südafrika veröffentlicht hat\*), sieht in Cecil Rhodes die Hauptursache des jetzigen Krieges. So wie es Rhodes gelungen war, die Diamantminen von Kimberley zur De Beers Company zu vereinigen und dadurch den ganzen Weltmarkt zu beherrschen, so wollte er auch die Goldminen von Johannesburg vereinigen und unter seine Führung bringen. Dazu war aber der politische Besitz von Johannesburg nöthig, der in absehbarer Zeit nicht anders als gewaltsam, durch den Krieg, zu erreichen war.

Wenn ich auch Passarge in dem, was er in seiner Abhandlung über die geschichtliche Entwicklung dieses Krieges und über die Mitwirkung von Rhodes sagt, im Grossen und Ganzen zustimmen muss, so glaube ich doch, dass er hierbei die Bedeutung von Rhodes überschätzt. Rhodes und die Engländer haben bis zum letzten Augenblick geglaubt, dass die Buren-Republiken sich den englischen Forderungen gegenüber nachgiebig zeigen würden. Thatsächlich hat weder Rhodes noch die englische Politik diesen Krieg gewünscht und an seinen Ausbruch geglaubt. Anders wäre es für den gesunden Menschenverstand gar nicht erklärlich, noch vom Standpunkt eines Engländers verzeihlich, dass die englische Diplomatie in ihren Forderungen den Buren-Republiken gegenüber dreist vorwärts schritt, ohne dass die militärischen Rüstungen auch nur annähernd gleichen Schritt hielten.

Die Verblendung oder der Selbstbetrug der Engländer, wie er krasser wohl niemals zuvor zu Tage getreten ist als in dem

\*) Dr. Passarge, Der Krieg in Südafrika. Vortrag, gehalten in der Abtheilung Berlin der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. Verlag von Otto Elsner, Berlin.

heutigen Kriege in Südafrika, hat seine Ursache wohl auch in der Annahme der Engländer, dass die Kap-Kolonie und die englischen Theile Südafrikas heute bereits wirklich englische Kolonien, die Abkömmlinge der Buren nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich loyale englische Unterthanen geworden seien. Der Engländer glaubt eben, dass seine Regierungsform die beste der Welt, seine Sprache die einfachste und praktischste sei, und kann es nicht fassen, dass andere Nationen so thöricht sein können, an ihren beschränkten und komplizirten Formen, sei es in der Regierung, in der Verwaltung oder der Sprache, festzuhalten. Der Engländer hat sich im Laufe seiner Jahrhunderte langen Kolonialpraxis eine Universalschablone herausgebildet, zu der ich die Sprache mitrechnen möchte, welche überall in seinen Kolonien auf der ganzen Erde gilt, und welche er für die allein selig machende Form hält, unter der die Menschen als freie Bürger zu leben vermögen. Dieser liberalen Regierungsform der Engländer, dem grossen Maass individueller Freiheit und dem damit verbundenen Vertrauen, welches dem Einzelnen in jeder englischen Kolonie gewährt wird, muss man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daher kommt es ja, dass Hunderttausende von Fremden in den englischen Kolonien sich sogar wohler fühlen als in der eigenen Heimath. So hören es die Engländer immer und überall von den Fremden, wie gern sich Letztere in den englischen Kolonien aufhalten, daselbst Geschäfte machen und englische Unterthanen werden möchten. Es ist ganz klar, dass der Nationalstolz der Engländer sich zur Nationaleitelkeit steigern musste, dass der Engländer blind werden musste gegen die vererbten Formen anderer Nationalitäten, und dass er allmählich zu der Ueberzeugung gelangte, dass ausschliesslich er zu der hohen Mission berufen sei, auf unserem Planeten zu kolonisiren und zu herrschen.

Auf diesen blinden Nationalstolz der Engländer führe ich die Verblendung zurück, mit der sie Südafrika und ihre eigenen Kolonien daselbst betrachtet haben. Der gerechte Beurtheiler der südafrikanischen Verhältnisse muss zwar zugeben, dass der englische Liberalismus sich im Laufe dieses Jahrhunderts einen

grossen Boden in Südafrika erobert hat, dass es unter der holländischen Bevölkerung Südafrikas vor Ausbruch des Krieges einen grossen Theil gab, der ganz zur englisch-liberalen Partei gehörte, und dass selbst in den Buren-Republiken unter den Buren eine englischfreundliche Partei mit stark liberalen Tendenzen entstanden war. Diese englischfreundlichen Gesinnungen in Südafrika waren aber bei Weitem nicht mächtig genug, um eine solide Grundlage zu geben zum gewaltsamen Vorgehen gegen das antienglische Element Südafrikas, das sich in den beiden Buren-Republiken verkörperte. Dieses antienglische Element beschränkte sich nicht allein auf diese beiden Republiken, sondern war auch in den englischen Theilen Südafrikas, wenn auch äusserlich ruhig und loyal, stark vertreten. Welche Macht dieses holländische Element heute noch in der Kap-Kolonie besitzt, können wir daraus ersehen, dass nach jenem berüchtigten Jameson-Einfall ins Transvaal die holländische Partei im Kap-Parlament die Oberhand gewann, und dass heute der Premierminister der Kap-Kolonie ein Holländer ist. Die heutigen Zahlen über die Bevölkerung Südafrikas habe ich leider nicht zur Hand. Ich kann nur die Zahlen aus dem Jahre 1893 anführen. Nach den offiziellen Angaben der englischen Regierung hatte die Kap-Kolonie damals  $1\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner, von denen der vierte Theil, etwa 400 000, aus Weissen, die übrigen Dreiviertel aus farbigen Einwohnern bestanden. Von diesen 400 000 Weissen giebt die offizielle Statistik selbst an, dass der bei Weitem grösste Theil aus geborenen Afrikandern, und zwar aus Abkommen der ehemaligen holländischen, französischen und deutschen Emigranten besteht, während in jenem Jahre nur etwa 35 000 wirkliche Engländer und etwa 6000 wirkliche Deutsche vorhanden waren. Wenn wir berücksichtigen, dass die englisch redenden Deutschen vielfach als Engländer gerechnet werden, so darf man wohl die Zahl der wirklichen Engländer etwas vermindern, die der Deutschen dafür etwas erhöhen. Im Grossen und Ganzen werden die Verhältnisse dieser Zahlen aber heute noch gelten dürfen. Diese Zahlen lehren am deutlichsten, wie gering die englische Macht in Südafrika war und heute noch ist, wenn die

einheimische Bevölkerung als Maassstab genommen wird. Fast räthselhaft ist es, wie es unter diesen Verhältnissen möglich gewesen ist, dass die Engländer ihre Macht in Südafrika bis zum Ausbruch des letzten Krieges nicht nur behauptet haben, sondern sogar in nördlicher Richtung noch immer weiter ausdehnen konnten. In kühner Weise tragen sie die englische Flagge vom Kap aus nach Norden, und in gleich kühner Weise dringen sie vom Norden Afrikas, von Aegypten her, unaufhaltsam nach Süden vor, in der Hoffnung, sich eher oder später inmitten des afrikanischen Kontinents die Hand zu reichen. Es liegt dieser englischen Kolonialpolitik eine grosse Kühnheit und Genialität zu Grunde.

Die Räthselfrage, weshalb die Engländer mit einem Minimum von Machtentfaltung bis zum Ausbruch des Krieges die Hälfte von Südafrika haben beherrschen können, wird auch gelöst, wenn wir die ungeheuren Geldmittel in Betracht ziehen, über welche die englische Kolonialpolitik bei ihren Unternehmungen verfügt. Ein Mann wie Cecil Rhodes hätte ohne die allerdings von ihm selbst erworbenen Reichthümer trotz seines Genies nie und nimmer das erreicht, was er mit Hülfe seines Genies und seines Geldes heute schon fertig gebracht hat. Wenn ich von dem Einfluss des Geldes schlechthin spreche, so darf das nicht falsch verstanden werden. Es ist nicht allein der Reichthum an sich, der seinem Besitzer die Macht verschafft, wie sie Cecil Rhodes in Südafrika ausübt, sondern es liegt auch in der Art und Weise begründet, wie in englischen Kolonien Geld angelegt und Geld verdient werden kann. Alle grossen kolonialen Unternehmungen werden in England durch Aktiengesellschaften, durch Limited Companies, ausgeführt. Diesen Aktiengesellschaften wird von der Regierung in Form einer Konzession eine gewisse Summe von Rechten verliehen, seien es Land-, Minen-, Eisenbahn-, Handels- oder andere Rechte, und zugleich ein gewisses Maass von Verpflichtungen auferlegt. Hierin zeigt sich schon gegenüber den in kolonialen Unternehmungen weniger erfahrenen anderen Nationen der grosse Unterschied bei der englischen Regierung, dass sie durch ihre Jahrhunderte lange Erfahrung ein feines Verständniss dafür hat, wie weit sie in der Ertheilung von

Konzessionen gehen muss, um die Unternehmung zu Stande zu bringen, und wie weit sie gehen darf, ohne das Interesse der Nation zu schädigen. Die Bildung der Royal Niger Company und der British South Africa Company beweisen, dass die englische Regierung unter Umständen bis zur Preisgabe der Hoheitsrechte geht, um die englische Flagge durch Privatunternehmungen in Gebieten hissen zu lassen, wo sie es selbst nicht thun kann. Auf der anderen Seite besitzt der Konzessionär in der Form des englischen Aktiengesetzes ein viel leichteres Mittel, Kapitalien in grossem Stile zu beschaffen, als es bei den übrigen Nationen möglich ist. Durch die 20 Mark-Aktien (Pound shares) kann das grosse Publikum ganz anders zu den grossen Unternehmungen herangezogen werden, als anderswo. Ausserdem versteht der Engländer seine ihm von der Regierung ertheilte Konzession ganz anders in Geld umzusetzen als irgend ein anderer Geschäftsmann. Der englische Finanzmann setzt Alles in Geld um; er macht sogar seine Beziehungen zur Regierung und seine Freundschaftsbeziehungen zu Geld, und wie er gewohnt ist, mit grossen räumlichen Entfernungen und langen Zeitläuften zu rechnen, so rechnet er auch nur mit grossen Summen.

Wir Deutschen kennen diese Form des Geldverdienens gar nicht. Wir staunen geradezu, wenn wir sehen, mit welcher Routine der Engländer koloniale Werthe schafft und sie in Geld umsetzt. Ein Mann wie Rhodes ist in Deutschland gar nicht denkbar. Er ist nur in England möglich.

An den Unternehmungen, die Rhodes in Südafrika begonnen und durchgeführt hat, sind natürlich Hunderte, ja Tausende von Menschen betheilig. Ein grosser Theil von ihnen hat mit ihm und durch ihn viel Geld verdient und fühlt sich deshalb nicht allein finanziell, sondern auch moralisch an ihn gebunden. Diese bewundern in Rhodes das grosse Finanzgenie, das im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung es verstanden hat, sich die kolossalen Reichthümer zu erwerben. Ein solches Genie wirkt magisch anziehend auf seine Mitmenschen, und die Tausende, welche ihr Geld bei den Rhodesschen Unternehmungen verloren

haben, schweigen, weil sie, ihrem Egoismus und ihrem Erwerbssinn folgend, freiwillig, aus freien Stücken ihr Geld in der Hoffnung auf Gewinn hergegeben hatten, und weil sie an Anderen, die ebenfalls ihr Geld in dieselbe Unternehmung — vielleicht aber zu gelegenerer Zeit — gesteckt haben, sehen, dass dabei auch Geld und zwar viel Geld verdient werden kann.

Was den Einfluss von Rhodes in Südafrika noch wesentlich vermehrt hat, ist die geschickte Ausnutzung der Presse und die ausgedehnteste Propaganda. Wenn er für seine Person Millionen verdiente, so fielen für seine Freunde und Bekannten einige Hunderttausende dabei ab. Ein bestimmter Theil des verdienten Geldes wurde von ihm in Form von Wohlthaten als Darlehen an arme Farmer, als Beihülfen zu Kirchenbauten u. s. w. oder als Unterstützungen bei den Wahlen für das Kap-Parlament ausgegeben. Das Finanzsystem von Rhodes reichte in seinen feinsten Verzweigungen und Wirkungen weit hinein in die breite Masse der Bevölkerung. Nur so ist das Selbstvertrauen erklärlich, welches Rhodes, seine Freunde und mit ihm ganz England vor Ausbruch des Krieges besaßen. Rechnet man dann noch das nationale Selbstbewusstsein hinzu, das jeden Engländer auszeichnet, das sich auf seine überall in der Welt anerkannte freie Regierungsform und auf seine universell verbreitete Sprache gründet, und welches in der gewaltigen Flotte Englands, der gegenüber sogar das stolze Frankreich ein Faschoda in den Kauf nahm, seinen stärksten Rückhalt findet, so wird es erklärlich, dass die englische Politik in Südafrika gegen die beiden kleinen Buren-Republiken mit blinder Ueberhebung vorging in der felsenfesten Ueberzeugung, dass es nie zum Kriege kommen würde. Vor Ausbruch des Krieges stand wohl die ganze Welt unter dem Eindruck, dass die Existenz dieser Republiken, von der Grossmuth Englands abhängig, nur eine Frage der Zeit sei, und dass im Falle eines Krieges die beiden kleinen Zwerge einfach zerquetscht werden würden. Dass die Sache in Südafrika so gänzlich anders kommen würde, haben wohl die wenigsten Menschen gedacht, am allerwenigsten die Diplomaten, die ihr Verhalten England gegenüber in mancher Beziehung vielleicht

anders, weniger entgegenkommend eingerichtet hätten. Den Kontinentalmächten schwebte aber immer die Riesenflotte Englands vor Augen, die wie ein grosser Haifisch alle kleinen Marinen der Festlandmächte verschlucken könnte. Die ganze Welt hatte bisher Südafrika nur durch die Brille der südafrikanischen Presse betrachtet, deren Gläser englisch gefärbt und noch dazu verdunkelt waren durch den Eisenpanzer der englischen Flotte, der im Falle eines Krieges ganz Südafrika umgürten könnte.

Wer die historische Entwicklung Südafrikas genau kennt und den noch herrschenden Einfluss des Buren-Elements voll würdigt, vor Allem aber den Gegensatz zwischen dem Buren- und dem englischen Element in Südafrika richtig beurtheilt, musste nach dem scharfen Vorgehen der englischen Diplomatie zu dem Urtheil gelangen, dass eine gewaltsame Auseinandersetzung nicht mehr zu vermeiden war. Es ist schwer zu sagen, ob England seine Forderungen auch friedlich hätte durchsetzen können. Ich möchte fast glauben, dass es zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen England und den beiden Buren-Republiken auch ohne Rhodes früher oder später hätte kommen müssen. Der Gegensatz zwischen dem Buren-Element als Repräsentant der konservativen alten Richtung und dem englischen Element als Repräsentant der liberalen neuen Richtung ist zu schroff, und die beiden Elemente in ihrem inneren Werthe zu verschieden, als dass eine friedliche Auseinandersetzung möglich gewesen wäre. Sie würde ja doch nur mit der englischen Oberherrschaft geendet haben. — Wenn wir bis zum Jahre 1815 zurückgehen, so sehen wir, dass bereits in den 30er Jahren (1835—37) die Auswanderung der Buren in grossen Massen nach Norden in das Innere der Kap-Kolonie beginnt. Bereits in den 40er Jahren finden die ersten gewaltsamen Zusammenstösse zwischen den Buren und den Engländern statt. Es ist ein eigenes Verhängniss, dass bereits im Jahre 1843 in Natal, wo heute der englische General White mit einer starken englischen Macht von den Buren umzingelt ist, also vor nunmehr 56 Jahren, gleichfalls eine englische Truppenmacht von den Buren einge-



schlossen war. Sie wurde befreit durch ein in Durban landendes Entsatzkorps. Damals verliessen dann die Buren Natal und wandten sich nach dem Oranje-Freistaat und nach dem Transvaal zurück.

Wir dürfen aber ferner nicht vergessen, dass die englische Flagge im Jahre 1848 in der Hauptstadt des Oranje-Freistaats, Bloemfontein, bereits einmal geweht hat, und dass die englische Regierung schliesslich ihre Truppen von dort zurückgezogen hatte, weil ihr die Kosten für die stehenden Garnisonen und einen ausgedehnten Verwaltungsapparat zu gross wurden. Wir dürfen endlich nicht vergessen, dass die Engländer sich an der Niederwerfung der grossen und mächtigen Eingeborenen-Stämme Südafrikas ebenfalls in hervorragender Weise betheilig haben. Ich erinnere an die langwierigen Kaffern-Kriege und an den Krieg Wolseleys 1879 gegen den mächtigen Kaffern-Häuptling Secocuni im Nordosten Transvaals, welchen selbst die Buren zu unterwerfen nicht im Stande waren. Gerade aus der letzteren Thatsache, dass den Engländern etwas gelang, was die Buren vergeblich versucht hatten, mag ebenfalls das Gefühl der Geringschätzung und der Ueberlegenheit hergeleitet werden, daß die Engländer seit dieser Zeit den Buren gegenüber mehr als früher empfunden haben. Selbst die Waffenerfolge der Buren im Jahre 1881, welche damals schon in der ganzen Welt freudigen Wiederhall erweckten, trugen nicht wesentlich dazu bei, die Engländer zur Erkenntniss der wahren Lage in Südafrika zu bringen. Anders wäre der heutige Krieg, so wie er sich bisher abgespielt hat und wie er sich vielleicht noch weiter abspielen wird, gar nicht möglich gewesen.

Die bisherigen militärischen Misserfolge der Engländer führe ich zurück auf die vollständige Unterschätzung der militärischen Leistungsfähigkeit der beiden Buren-Republiken und auf die ungenügende Berücksichtigung der eigenartigen afrikanischen Verhältnisse.

Wie ich schon einleitend hervorgehoben habe, klingt es ja absurd, wenn eine kleine Nation von 250 000 Köpfen den Krieg gegen eine Weltmacht von über 300 Millionen Menschen erklärt. Betrachtet man aber die eigenartigen afrikanischen Verhältnisse

näher, so wird man zugeben, dass dieser Krieg nicht nur möglich ist, sondern für den schwächeren Theil auch mit Hoffnung auf Erfolg geführt werden kann.

Die Buren-Bevölkerung bestand in den beiden Republiken im Jahre 1893 nach der offiziellen englischen Statistik aus etwa 250 000 Köpfen. Den vierten Theil können wir als waffenfähige Bürger im Alter zwischen 16 und 60 Jahren rechnen. Es ergiebt dies etwa eine Kriegsstärke von 60 000 Mann. Diese Bevölkerung lebt nun nicht etwa an einem Orte konzentriert, sondern weit vertheilt auf einen Raum, der so gross wie der Rumpf von Deutschland ist, wenn wir die Zipfel von Ostpreussen, Schlesien und Schleswig-Holstein uns hinwegdenken. Von diesem Rumpf würde Süddeutschland bis zur Main-Linie den Oranje-Freistaat darstellen, der übrige breite Rücken Deutschlands an Grösse dem Transvaal gleichkommen.

Die Buren sind richtige Bauern, leben von Viehzucht und Ackerbau in alpatriarchalischer Weise. Die Weite der Entfernungen, der Mangel an Eisenbahnen und anderen modernen Verkehrsmitteln bringt es mit sich, dass sie gute Reiter sind, nicht Schulreiter in unserem Sinne, sondern Reiter wie die südamerikanischen Gauchos in den Pampas: in allen Sätteln gerecht, auf jedem Pferde zu Hause. Die alten Buren, welche Transvaal erobern halfen und die ungezählten Antilopenheerden daselbst vorfanden, waren und sind noch heute ganz vorzügliche Jäger und Schützen. Auch ihre Söhne werden genügende Schiessausbildung erhalten haben, um mit jedem europäischen Durchschnitts-Soldaten zu wetteifern.

Ich habe die Buren bei uns in Südwest-Afrika kennen gelernt und habe vor ihrer körperlichen Geschicklichkeit als Reiter und Schützen eine grosse Hochachtung erhalten. Was mir an ihnen besonderen Eindruck gemacht hat, ist ihre grosse Ruhe, ihre souveräne Art, den Eingeborenen zu behandeln, ihre pupillarische Sicherheit, mit der sie jeden Fremden, jede Gefahr, ihre ganze Umgebung betrachten. Was der Bur ausserdem vor jedem Europäer voraus hat, das ist die gründliche Kenntniss des Landes, der afrikanischen Steppennatur.

In unserer südwest-afrikanischen Kolonie habe ich im Nordgebiet mehrere Jahre zwischen den Buschmännern gelebt und habe daselbst auch zwei Jahre lang mit einer grossen Anzahl Buren-Familien zu thun gehabt, die, von Transvaal kommend, ganz Südafrika durchquerend, sich dann bei uns im Norden niedergelassen hatten. Ich habe dabei reichlich Gelegenheit gehabt, die Buschmänner und die Buren kennen zu lernen und Vergleiche anzustellen. Oftmals bin ich mit ihnen auf Jagd gewesen, habe mich in den ungeheuren Steppen verritten, habe Hunger und Durst mit ihnen gelitten bei mächtigem Sonnenbrand und habe auf diese Weise die afrikanische Steppe und ihre Bewohner in ihrer ganzen Eigenart kennen gelernt. Jedem Europäer, der Südwest-Afrika betritt, würde ich wünschen, einmal tagelang mit den Buschmännern der Kalaxari auf Jagd zu reiten, ihnen folgend die mächtigen Steppen zu durchkreuzen und, auf sie als Führer angewiesen, Freud und Leid mit ihnen zu theilen.

Dem Europäer, der zum ersten Male diese Riesensteppen betritt, imponirt die Ruhe und Todtenstille. Alles macht einen starren Eindruck, als ob es seit Jahrtausenden nicht anders gewesen wäre. Gering, kaum merkbar erscheinen Einem die Aenderungen der Natur. Wenn der Blick über die riesige Grasfläche schweift, scheint Alles in grösster Ruhe dazuliegen. Wenn man mit dem Buschmann durch die Steppe reitet, so erschrickt man beinahe, wenn er plötzlich stehen bleibt, starr in die Ferne blickt, mit der Hand über den Augen, und etwas beobachtet, das fern am Horizont seine Aufmerksamkeit erregt hat. Mit blossem Auge entdecken wir nach langem Suchen endlich ein paar Punkte, mit unserem vorzüglichen Fernstecher sehen wir die Punkte deutlicher, grösser, auch wie sie sich bewegen. Aber der Buschmann sieht noch schärfer. Er streitet sich mit seinem Kameraden darüber, was die Punkte darstellen mögen. Endlich sind sie einig, es sind Strausse oder Zebras oder eine Antilopenart, obwohl wir selbst durchs Glas kaum erkennen können, was für eine Thiersorte die sich bewegenden Punkte sind. Wie in der weiten Ferne, so fallen ihm auch die geringsten Ver-

änderungen in nächster Nähe am Boden, am Grase und an den Büschen auf. An dem umgetretenen Grase — oft sind es nur umgeknickte Halme — sieht er, wann das Wild vorüberge-  
laufen. Das umgeknickte Gras ist nicht mehr ganz frisch, aber doch noch nicht welk, also muss das Wild am Abend vorher hier vorüber gekommen sein. Er giebt sogar am Stande des Mondes ziemlich genau die Zeit an, wann dies geschehen. Aus den wenigen Blutspuren liest er, wo das Wild verwundet, ob schwer, ob leicht. Aus dem Mist ersieht er ebenfalls, wann das Wild diese Gegend durchstreift hat. Wie ein riesengrosses Buch mit eigenthümlichen Lettern liegt die grosse weite Steppennatur vor ihm. Der Buschmann kennt und beherrscht diese eigene Sprache der Natur. Er kennt sie bis in ihre feinsten Einzelheiten hinein und lebt in ihr, innig verwachsen mit ihr. Wenn ich auf meinem Gaule hinter ihnen herritt, sie beobachtete und ihren Erzählungen und Bemerkungen lauschte, habe ich oftmals nicht umhin gekonnt, sie zu beneiden wegen ihrer Fähigkeiten und wegen ihrer Kenntnisse dieser grossartigen geheimnissvollen Steppennatur. Sie gehören zu dieser Natur, sie sind ein Stück aus ihr. Wie ganz anders, wie losgelöst, wie fremd kam ich mir als zugereister Europäer inmitten dieser afrikanischen Welt vor. Wenn man den Buschmann hier sieht, wird man sich eines Gefühls der Bewunderung nicht erwehren können. Hier ist er gross, hier ist er Herr. Frei und unabhängig, Niemand unterthan, so durchstreift er die endlosen Steppen. Weder Hunger noch Durst, weder Hitze noch Kälte können ihm viel anhaben.

Von den Weissen kann ich nur den Buren dem Buschmann zur Seite stellen. Der Bur besitzt die Erfahrungen des Eingeborenen und ausserdem die Intelligenz des Weissen. Aus diesen wenigen Worten erhellt, dass der Bur jedem europäischen Durchschnitts-Soldaten überlegen sein muss. Der Bur besitzt allerdings nicht die Disziplin und den Drill des europäischen Soldaten. Er besitzt dafür etwas Anderes, der Disziplin Aehnliches, nämlich das Gefühl der Unterordnung, das auf der im Buren liegenden Ehrfurcht und Achtung vor dem Alter beruht. Der junge Bur spricht den alten Buren immer indirekt

an und verhält sich ihm gegenüber bescheiden und devot. Es hängt dies mit seinem patriarchalischen Wesen und seinem konservativen Sinne zusammen. Dieses Achtungsgefühl vor dem Alter, dann der glühende Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit und die Vaterlandsliebe sind der Kitt, welcher das Heer der Buren zusammenschweisst. Und trotz dieser moralischen Bindemittel, trotz der afrikanischen Erfahrungen, die der Bur dem europäischen Soldaten voraus hat, versagt er doch beim Angriff auf feste Stellungen, beim Angriff mit der blanken Waffe. Bei der Uebermacht, welche die Buren von Anfang an gehabt haben, hätte der Führer einer disziplinierten Truppe sowohl Ladysmith als auch Mafeking und Kimberley schon längst in die Hände bekommen müssen. In der offenen Feldschlacht, beim Kampf mit der blanken Waffe macht sich der Mangel der Disziplin bei den Buren geltend. — Aehnliche patriarchalische Verhältnisse wie bei den Buren sind in Europa gar nicht mehr vorhanden. Vielleicht existiren sie noch in ähnlicher Weise in Russland.

Diametral entgegengesetzt sind die liberalen Zustände in England. Wie ganz anders wird daselbst die Jugend erzogen. Wie selbständig und erwachsen fühlt sich daselbst jeder junge Engländer! Es ist eine Art Grossstadtluft, verbunden mit Geschäftsroutine, in welcher der junge Engländer aufwächst, zum Unterschied vom Buren, der mit einem pommerschen Bauernknecht im Gegensatz zu einem gewandten Berliner verglichen werden kann.

Wenn die freiere Regierungsform Englands und die Möglichkeit der freieren individuellen Entwicklung nach der Ansicht der Engländer einen Kulturfortschritt und ein höheres Stadium der Civilisation darstellt, so besitzt sie doch — wie der jetzige Krieg in Südafrika schlagend beweist — einen gewaltigen Mangel, nämlich den der allgemeinen Wehrpflicht. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht würde man in England als eine Beschränkung der individuellen Freiheit und deshalb als einen Rückschritt betrachten. Man müsste die Volksentwicklung Englands um Jahre, wenn nicht Jahrzehnte zurückschrauben, wenn man die allgemeine Wehrpflicht in der Form, wie

sie bei uns besteht, einführen wollte. Auf den Mangel der allgemeinen Wehrpflicht führe ich aber zum Theil die Misserfolge der Engländer in diesem Kriege zurück. Die Engländer sind schon jetzt fast am Ende ihrer Reserven angelangt, und es ist fraglich, ob sie noch viel ausgebildete Truppen nach Afrika werden schicken können.

Nur die allgemeine Wehrpflicht schafft die Formen, in welche eine Nation ihre Kraft, ihre Energie hineingiessen kann. Der gut ausgebildete, disziplinierte Soldat ist das Resultat dieser Umsetzung der Volkskraft. Wenn man deshalb von einer Weltmacht von 300 Millionen Menschen spricht, so sagt das für den Kriegsfall noch gar nichts. Diese Zahl giebt, um ein physikalisches Bild zu gebrauchen, nur die Grösse der latenten Energie an, die in den 300 Millionen Menschen liegt. Erst durch die allgemeine Wehrpflicht, durch die militärische Ausbildung wird die latente Energie in kinetische, in lebendige Energie verwandelt. Das treffendste Beispiel hierfür liefert der Krieg zwischen Japan und China, und die Weltgeschichte zeigt uns noch viele solcher Beispiele. Was nutzten in dem Kriege zwischen China und Japan Ersterem seine Hunderte von Millionen Menschen? Man spricht heutzutage auch vielfach davon, dass der jetzige Krieg zwischen England und den Buren-Republiken endgültig bewiesen habe, dass das Milizsystem, und zwar eine einfache Volkswehr, den Sieg über die disziplinierte Truppe davongetragen habe. Meine obigen Ausführungen beweisen aber gerade, wie unsinnig diese Anschauung ist. Wenn wir unsere Jugend in der altpatriarchalischen Form der Buren und unter ähnlichen freien Naturverhältnissen wie in Südafrika erziehen könnten, würde noch eher über das Milizsystem gesprochen werden können. Man stelle sich aber das Bild vor, das entstehen würde, wenn wir — ohne allgemeine Wehrpflicht — im Falle eines Krieges unseren jungen Leuten der grossen Städte, die immer in Kontoren und hinter Büchern gehockt haben und in der nervösen Unruhe des heutigen Grosstadtlebens aufgewachsen sind, plötzlich ein Gewehr in die Hand geben, sie aufs Pferd setzen und gegen den Feind führen wollten. Was

für lächerliche Bilder würden sich ergeben, und wie kläglich würde ein solcher Krieg verlaufen. Weder Jugendwehr, noch eine Sonnabend-Nachmittags-Ausbildung nach Art der englischen Freiwilligen würde viel helfen.

Ein Urtheil über das muthmaassliche Ende des jetzigen Krieges in Südafrika ist selbstverständlich nur unter gewissen Voraussetzungen möglich. Dieses Urtheil hat sein grosses »Wenn«, und wenn ich mich über das Ende des Krieges kurz fassen soll, so glaube ich, dass er für die Buren erfolgreich sein wird, wenn sie einmüthig zusammenhalten und in ihrem Widerstand standhaft bleiben.

Das Verhalten der englischen Truppen bestärkt mich in meiner Annahme.

Nach der Kapitulation der ganzen englischen Brigade bei Nicholsons Neck, welche unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen vor sich ging, giebt mir die Disziplin der englischen Truppen viel Anlass zum Kopfschütteln. Es sind eben Söldnertruppen, kein Volksheer in unserem Sinne. Die Tapferkeit des englischen Soldaten, besonders der Offiziere, will ich gern anerkennen. Wenn man bedenkt, dass die bisher verwendeten Truppen die afrikanisch erfahrenen und der Disziplin nach besten Truppen gewesen sind, so kann ich mir von den neuen Truppen, die hinausgeschickt worden sind, nicht viel versprechen.

Zudem ist die Bewegungsfreiheit der englischen Truppen gehemmt durch den Mangel an Pferden und Ochsenwagen. Eine unerfahrene, an das Ueberwinden grosser Durststrecken ungeübte Truppe, die unter afrikanischen Verhältnissen zu Fuss an den Feind heranmarschiren muss, kommt müde ins Gefecht.

Im Kriege giebt es drei Arten des Verhaltens, den Marsch, die Ruhe und das Gefecht. In der Nähe des Feindes kann sowohl der Marsch als auch die Ruhe der Sicherheitsmaassregeln nicht entrathen. Man muss aber bedenken, dass allein eine Division von 10 000 Mann mit ein paar tausend Pferden und einem ganzen Train Ochsenwagen mit mehreren tausend Zugochsen, wenn sie täglich ruht, ein Gebiet von 10 bis 20 km

Umkreis in Anspruch nimmt. Ein solches Gebiet ist unter afrikanischen Verhältnissen nöthig, um den Pferden und Ochsen täglich genügende Weide zu geben. Ein Mitführen von Fourage in genügender Menge ist ganz ausgeschlossen. Nicht einmal im Marsch, noch weniger in der Ruhe lässt sich eine grosse Truppenmacht unter afrikanischen Verhältnissen auf engem Raume zusammenhalten. Darin liegt der prinzipielle Unterschied der afrikanischen und europäischen Kriegführung. Man muss deshalb auch eine ungleich grössere Truppenmacht zum Zwecke der Sicherung aufwenden als bei europäischer Kriegführung. Daraus ergibt sich ganz klar, dass für das Gefecht selbst wenig Truppen übrig bleiben. Zieht man dann noch in Betracht, dass der Feind wohlberitten, ortskundig und afrikanisch erfahren ist, und dass die Engländer, je weiter sie ins Innere vordringen, mit einer immer feindseligeren Bevölkerung zu thun haben, so wird man die ungeheuren Schwierigkeiten erkennen, die sich den Engländern entgegenstellen werden. Die englische Kriegführung hat ausserdem den meiner Meinung nach bedeutsamsten strategischen Fehler gemacht, nicht die gesammte Truppenmacht an einem Punkte zusammenzuhalten und mit dieser gesammten Truppenmacht gegen die eine Hauptmasse der Buren unter General Joubert vorzugehen, sondern hat sich zersplittert und in verschiedene Einzelaufgaben aufgelöst. Die Buren haben allerdings denselben Fehler gemacht. Da es ferner den Buren an Disziplin und Schneid fehlt, um eine offene, entscheidende Feldschlacht mit rücksichtsloser Offensive bis zum Angriff mit der blanken Waffe zu wagen und durchzuführen, werden meiner Meinung nach keine grossen entscheidenden Schläge stattfinden, nämlich solche Waffenerfolge, die unmittelbar den Frieden diktiren. Es wird mehr ein Kleinkrieg bleiben, der mit einem langsamen Verbluten auf beiden Seiten enden kann. Vielleicht lassen es die Engländer, auf deren Seite der Aderlass bisher schon viel grösser gewesen ist und wohl auch bis zum Schluss des Krieges viel grösser bleiben wird, gar nicht so weit kommen und finden, wie im Jahre 1881, einen schicklichen Grund, Frieden zu schliessen.



Ziehen wir nun die Nutzenwendungen aus diesem Kriege für unser Schutzgebiet und kehren wir zu der Frage zurück, bei welcher wir dasselbe verlassen hatten: Warum steht unser Schutzgebiet noch auf einer so tiefen wirthschaftlichen Kulturstufe?

Die Beantwortung dieser Frage hatte uns zunächst zur Betrachtung der anthropologischen Verhältnisse unseres Schutzgebietes und zu einem Vergleich mit dem übrigen Südafrika geführt, und wir haben gesehen, dass im übrigen Südafrika in anthropologischer Beziehung zwei Hauptfragen existiren: nämlich die Eingeborenenfrage und die Frage der Rivalität zwischen dem allholländischen und dem englischen Element.

Wie die Engländer und Buren in Südafrika, so haben auch wir in unserer Kolonie die Eingeborenenfrage zu beantworten gehabt. Dass dieselbe auch bei uns nicht friedlich abgegangen ist, beweisen die Kriege mit Hendrik Witbooi, mit den Zwartbooi-Hottentotten, den Khauas-Hottentotten und den Damaras, welche bis in das Jahr 1898 hinein gedauert haben. Erst seit verhältnissmässig kurzer Zeit sind wir Herren unseres Landes geworden und zwar unter Aufwendung einer verhältnissmässig bescheidenen Truppenmacht von 800 Mann in einem Gebiete, das grösser als Deutschland ist und Hunderttausende von Eingeborenen zählt. Damit beantwortet sich aber die vorhin erwähnte Frage, warum in unserem Schutzgebiet wirthschaftlich Grosses bisher noch nicht geleistet werden konnte.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob der jetzige Krieg auch unser Schutzgebiet tangiren würde, ob nach Niederwerfung der Buren, was ja nicht ausgeschlossen ist, dieselben in grosser Zahl zu uns herüberwandern würden. Zunächst steht es meiner Meinung nach noch nicht fest, dass die Buren endgültig von England niedergeworfen werden. Immerhin ist die Frage diskutabel, was dann werden würde. In diesem Falle würde ich es allerdings für nöthig halten, unsere Schutztruppe wesentlich zu verstärken, um eine Buren-Invasion so zu lenken und zu leiten, wie wir es wünschen, nicht wie es den Buren beliebt. So sehr ich die Buren schätze und mit ihnen sympathisire, so

wenig kann ich es empfehlen, sie in grossen Massen bei uns anzusiedeln. Der Bur ist und bleibt ein schwierig zu behandelnder Unterthan, der nur aus seinen spezifisch afrikanischen Verhältnissen heraus, denen er seit Jahrhunderten angestammt ist, beurtheilt und verstanden werden kann. Wenn es sogar der Engländer, dem doch reiche koloniale Erfahrungen zur Seite stehen, nicht verstanden hat, den Buren seiner liberalen und geschmeidigen Regierungsform, welche besonders auf Fremde soviel Reiz ausübt, anzupassen und einzufügen, so werden wir es mit unserer ungleich strafferen und durch die allgemeine Wehrpflicht härter erscheinenden Regierungsform erst recht nicht können. In meinen letzten Worten soll durchaus keine abfällige Kritik unserer Verhältnisse liegen. Unsere Nation braucht die allgemeine Wehrpflicht und muss sie auch für Südwest-Afrika festhalten. Gerade sie verschafft uns das Instrument, durch welches wir den Engländern und den Buren bei Weitem überlegen sind, nämlich keine Miliz, sondern eine gut disziplinierte Truppe, auf die wir uns absolut verlassen können.

Was die Zukunft unserer Kolonie betrifft, so habe ich schon oben erwähnt, dass sich Wärme, Regenvertheilung und Bodenbeschaffenheit vereinigen, um unser Schutzgebiet nicht wesentlich schlechter, sondern fast ebenso gut erscheinen zu lassen wie das übrige Südafrika. Die Hauptaufgabe unserer Kolonialpolitik wird, wie ich ebenfalls schon erwähnt habe, die Besiedelung unseres Schutzgebietes bleiben. Diese Aufgabe muss systematisch in grossem Stile betrieben werden. Wir müssen uns eine Bevölkerung schaffen, auf die wir uns im Falle eines südafrikanischen Krieges verlassen können. Ich zweifle nicht, dass dies möglich ist. Hierzu gehört, dass wir die allgemeine Wehrpflicht auch für unser Schutzgebiet festhalten müssen.

Eine Frage der Rivalität, wie sie im übrigen Südafrika zwischen dem Buren- und dem englischen Element besteht, giebt es in unserem Schutzgebiet nicht, weil kein weisses Element da ist, mit welchem wir in Konflikt gerathen könnten. Ein solches weisses Element würde vielleicht geschaffen werden, wenn eine

Buren-Einwanderung in grossem Maassstabe stattfinden würde. Aber auch dann würde das Verhältniss der Buren zu uns keine so scharfe Form annehmen, wie den Engländern gegenüber, weil erstere von vornherein wissen, dass sie zu uns als Bittende, Einlassbegehrende kommen. Immerhin ist die Buren-Frage, wie ich ebenfalls schon erwähnt habe, mit grosser Vorsicht zu behandeln.

Die Lösung der Besiedelungsfrage in unserem Schutzgebiet lässt sich nicht mit wenigen Worten erschöpfen. Indessen würde es über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen, wenn ich diese Frage eingehend beantworten würde.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass die Besiedelung eines Landes überall da schnell vor sich geht, wo eine Minenindustrie sich entwickelt. Wir sehen dies an den Diamantminen von Kimberley und den Goldminen von Johannesburg. In gleicher Weise müssen wir in unserem Schutzgebiet bestrebt sein, den Mineralwerth desselben festzustellen, was nur möglich ist durch Einführung der allgemeinen Schürffreiheit und durch das Hereinziehen eines Stromes von sogenannten Prospektors, die das ganze Land durchwandern und absuchen.

Wir befinden uns in der hoffnungsvollen Lage, dass schon werthvolle Mineralfunde in unserem Schutzgebiet gemacht worden sind. Von ihnen haben sich aber bisher nur die Kupferminen des Otavi-Gebietes als abbauwerth erwiesen, welche im nördlichen Theile unseres Schutzgebietes liegen. Durch den Abbau dieser Minen und durch den Eisenbahnbau von der Küste aus wird die ganze Nordhälfte unseres Schutzgebietes einen ungeahnten Aufschwung nehmen.

Es wird die erste grosse wirtschaftliche Unternehmung sein, die in Deutsch-Südwest-Afrika bisher geplant worden ist und ausgeführt werden wird. Sie wird deshalb gesund und lebenskräftig sein, weil sie auf den natürlichen Schätzen des Landes beruht.

Hand in Hand mit dieser Minenindustrie wird dann auch die afrikanische Landwirtschaft und zwar Vieh- und Wollschafzucht, Straussenzucht, Wein- und Ackerbau in diesen nördlichen

Theilen mit der Aussicht auf lohnenden Gewinn betrieben werden können, weil nicht nur ein Markt im Lande durch den Minenbetrieb geschaffen werden wird, sondern weil auch durch die Eisenbahn die Erzeugnisse der Landwirthschaft, Wolle und Straussenfedern, billiger auf den europäischen Markt gebracht werden können.

Es ist kürzlich von Dr. Siegfried Passarge der Vorwurf gegen unsere Kolonialregierung erhoben worden, dass sie — allerdings mit bester Absicht und ohne die Tragweite ihrer Handlungsweise klar vor Augen zu haben — unser südwest-afrikanisches Schutzgebiet an die uns feindlich gesinnte Gruppe von Rhodes verkauft habe, nämlich dadurch, dass sie englisches Kapital und die Intriguen dieses Mannes in unserem Schutzgebiet zulasse und begünstige. Dieser für unser Schutzgebiet verhängnisvolle Einfluss von Rhodes wird zurückgeführt auf den Einfluss der bekannten South West Africa Co. und auf den maassgebenden Einfluss der deutschen Direktoren dieser Gesellschaft in der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, die wohl ohne ihr eigenes Wissen nichts weiter als Sprachrohre von Cecil Rhodes seien.

Ich möchte auf diesen Angriff von Dr. Passarge nur Folgendes erwidern:

Wir besitzen unser deutsch-südwest-afrikanisches Schutzgebiet erst seit 1884. Bereits vorher waren englische Einflüsse vom Kap her in unserem Schutzgebiet vorhanden gewesen und in gewissem Sinne auch englische Interessen festgelegt worden. Ich erinnere an die bergmännischen Arbeiten, die Sir Donald Currie bereits vor 1884 im Otavi-Gebiet hat vornehmen lassen. Es war gar nicht möglich, diese englischen Interessen einfach beiseite zu schieben und zu negiren. Dies ist die eine Thatsache, die ich konstatiren möchte.

Nachdem wir bereits 5 Jahre lang unsere Kolonie im Besitz hatten, ist im September 1892 die sogenannte Damaraland-Konzession, welche hauptsächlich die Kupferminen von Otavi umschliesst, an die South West Africa Co. ertheilt worden. Jahre vorher hatte es unsere Regierung nicht an Mühe und Anstrengung

fehlen lassen, das deutsche Grosskapital für Südwest-Afrika zu gewinnen. Diese Anstrengungen hatten zu keinem Resultat geführt. Man hatte bei uns, nachdem die Lüderitzschen Unternehmungen im südlichen Theil von Südwest-Afrika Fiasko gemacht, kein Zutrauen mehr zu Deutsch-Südwest-Afrika, das nichts weiter als ein ödes Steppenland wäre, nach der Küste zu nur aus Wüste und Wüstensteppe bestände, und in welches man keine neuen Mittel hineinstecken wollte, auch nicht zur Untersuchung und Aufschliessung der Otavi-Minen. Deshalb war unsere Regierung gewissermaassen gezwungen, zur Untersuchung und Aufschliessung fremdes Kapital zu nehmen. So ist die South West Africa Co. entstanden, der man die englische Form und den Sitz in London zugestehen musste, um die nach dem englischen Aktiengesetz statthafte Ausgabe von Pfundaktien und dadurch die Beschaffung des Kapitals zu ermöglichen. Die South West Africa Co. hat dann während der Zeit von 1892 bis 1898 etwa 1 1/2 Millionen Mark in unserem Schutzgebiet zur Lösung ihrer Aufgaben ausgegeben. Das Hauptresultat dieser Aufgaben war der Nachweis von dem Werthe der Otavi-Minen.

Wenn nun in der South West Africa Co. als englischer Gesellschaft der Einfluss von Rhodes und der Engländer wirklich so mächtig gewesen wäre, wie Dr. Passarge annimmt, so würden sie diesen Einfluss innerhalb der South West Africa Co. nicht nur behauptet, sondern sogar noch vermehrt haben, um auf Grund dieser festgelegten englischen Kapitalinteressen später einmal Deutsch-Südwest-Afrika ähnlich zu vergewaltigen, wie sie es heute mit Transvaal und dem Oranje-Freistaat zu thun versuchen.

Hierzu steht aber im vollen Widerspruch die neue Thatsache, dass es der deutschen Regierung und den deutschen Leitern der South West Africa Co. gelungen ist, das deutsche Grosskapital für die Unternehmungen der South West Africa Co. in hervorragendem Umfange zu interessiren, so dass heute die Diskonto-Gesellschaft in Berlin die grösste Aktionärin der South West Africa Co. ist. Dieselbe wird mit der South West Africa Co. zusammen eine deutsche Kolonialgesellschaft,

die Otaviminen- und Eisenbahngesellschaft, bilden, welche den Abbau der Minen des Otavi-Gebietes und den Eisenbahnbau von der Küste aus nach diesen Minen ausführen wird. Durch diese grosse koloniale That ist uns Deutschen die Führung in der westlichen Hälfte von Südwest-Afrika für die Zukunft gesichert. Die deutsche Regierung hat in dem Augenblick, als die South West Africa Co. die Früchte ihrer Aussaat zu ernten beginnen wollte, Werth darauf gelegt und herbeigeführt, dass das deutsche Grosskapital sich dabei theilige, und die deutschen Leiter der Gesellschaft haben eingesehen, dass, abgesehen von der nationalen Bedeutung, dies auch im Interesse der Gesellschaft liege, welche dadurch innigere und dauernde Verbindung mit der Regierung erziele, und sie haben deshalb auch die englischen Leiter für diese Politik gewinnen können. Immerhin wäre es unfair und undankbar, wenn man auch nur versuchen wollte, das englische Kapital zu beseitigen, wie es kaufmännisch ja auch nicht möglich wäre, dasselbe auszuschliessen. Die Aktien der South West Africa Co. werden an der Londoner Börse gehandelt, können aber überall gehandelt werden. Wenn das deutsche Kapital will, so kann es jederzeit jede Quantität dieser Aktien erwerben. So lange wir dies nicht thun, sollten wir auch nicht schelten, wenn das wagemuthigere englische Kapital sich dem Unternehmen zuwendet, sondern wir sollten in jeder Weise diejenigen Männer unterstützen, welche mit zäher Energie versuchen, diese Zustände nach und nach zu bessern und inzwischen unsere Kolonien gleichzeitig zu entwickeln und uns zu sichern.

Uebrigens ist es denn doch auch eine unglaubliche Zumuthung, unser Reich mit Transvaal und dem Oranje-Freistaat zu vergleichen. Das Deutsche Reich ist eine Grösse, mit der die englische Politik nicht in Südafrika, sondern vor Allem in Europa rechnen muss. Ausser der südafrikanischen Frage giebt es tausend andere Fragen von internationaler Bedeutung, in denen das Deutsche Reich direkt oder indirekt seinen Einfluss für oder wider England geltend machen kann. Das wissen die englischen Staatsmänner ganz genau. Sie erkennen und würdigen die ge-

waltige Waffe, die Deutschland in seiner Armee besitzt, eine Waffe, die wir zwar nur in beschränktem Maasse gegen England direkt brauchen können, die aber ihre mächtige Wirkung in der Weltpolitik ausübt. Gewiss ist es aber auch nothwendig, dass wir eine mächtige Flotte baldmöglichst England und allen anderen Staaten, welche in der Kolonialpolitik engagirt sind, gegenüberstellen und dadurch in der überseeischen Politik eine direkte Machtstellung entwickeln können.

Der südafrikanische Krieg lehrt uns, wie ich oben schon gezeigt habe, die eine grosse Wahrheit, dass wir von der allgemeinen Wehrpflicht in unserer heutigen Form nicht abgehen können, aber auch die zweite grosse Wahrheit, dass wir unsere Flotte ganz bedeutend stärker machen müssen, als sie jetzt ist. — Wie die Zukunft von Südafrika sich gestalten wird, wissen wir noch nicht. Es ist nicht unmöglich, dass wir in Südafrika nach einem endgültig erfolgreichen Kriege der Buren gegen die Engländer mit den Buren als direkte Nachbarn zu rechnen haben werden. Eine weise, besonnene Politik muss mit allen Eventualitäten rechnen und darf sich nicht nach der einen Seite zu stark engagiren und binden. Ich glaube zwar nicht daran, dass die Engländer ganz aus Südafrika herausgeworfen werden können, indessen ist es nicht ausgeschlossen, dass die beiden Buren-Staaten — in eine Republik vereinigt — nicht nur ihre Unabhängigkeit behaupten, sondern sich auch Gebiets-erweiterungen in Natal und im Betschuana-Land erkämpfen werden, um sich das alte Ventil der Ausdehnungsmöglichkeit in das Innere von Südafrika wieder zu öffnen und zugleich eine direkte Verbindung mit der Aussenwelt durch einen eignen Hafen zu schaffen. Wir müssen uns deshalb darauf gefasst machen, in Südafrika mit den beiden Elementen, dem Buren- und dem englischen Element als politische Machtfaktoren im neuen Jahrhundert zu rechnen. Wir müssen uns deshalb beiden Elementen gegenüber rüsten, wenn wir nicht eine gleiche Rolle wie die dritte Grossmacht Südafrikas, nämlich Portugal, spielen wollen, über welches England einfach zur Tagesordnung übergeht. Den Buren und in beschränktem Maasse auch den Engländern

können wir in Südafrika nur dann gerüstet gegenüberstehen, wenn wir uns in Deutsch-Südwest-Afrika unter Beibehaltung der allgemeinen Wehrpflicht eine Bevölkerung schaffen, auf die wir uns verlassen können. Diese uns treu zu erhalten, ist aber nur möglich durch eine starke Flotte. Wenn Grossbritannien sich seine Riesenflotte geschaffen hat, so ist dies nicht allein der Konkurrenz der anderen Mächte wegen geschehen, sondern vor Allem auch, um die sämtlichen Kolonien unter sich und mit dem Mutterlande zu verbinden. Die Flotte ist das stärkste Band, welches die Kolonie oder eigene Interessen im Ausland an das Mutterland fesselt. Das sollten wir Deutsche gerade mit unseren tausendfachen Interessen, die über den ganzen Erdball hin vertheilt sind, ganz besonders beherzigen!





## Kolonial-Litteratur

aus dem Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn,  
Berlin SW12, Kochstrasse 68—71.

### Deutsch-Südwestafrika.

- v. Bülow, F. J. (Oberleutnant a. D.), Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Schilderungen von Land und Leuten. Zweite Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und zwei Karten. 1897. *M* 6,—, gebunden *M* 7,50.
- Hindorf, Dr. Richard, Der landwirthschaftliche Werth und die Besiedlungsfähigkeit Deutsch-Südwestafrikas. 1895. *M* 1,80.
- Leutwein (Major), Die Kämpfe der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1894—1896, sowie die sich hieraus für uns ergebenden Lehren. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 19. Februar 1898. Mit einer Skizze. 60 Pf.
- Schwabe (Oberleutnant), Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wanderjahre mit zahlreichen Karten und Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Skizzen. Illustriert von Maler C. Arriens, mit Beiträgen der Maler G. Albrecht und R. Hellgrewe. 1899. *M* 10,—, gebunden *M* 11,50.

### Deutsch-Ostafrika.

- Liebert (Generalmajor), Neunzig Tage im Zelt. Meine Reise nach Uhehe Juni bis September 1897. Mit einer Skizze. 1897. *M* 1,—.
- Sturtz-Wangemann, Land und Leute in Deutsch-Ostafrika. Erinnerungen aus der ersten Zeit des Aufstandes und der Blockade. In 83 photographischen Original-Aufnahmen von J. Sturtz (Marine-Zahlmeister a. D.) und Schilderungen von J. Wangemann (Marine-Pfarrer). Zweite Auflage. 1894. In Mappe *M* 12,50, in Leinwandmappe *M* 15,—.

### Togo.

- Seidel, H., Instruktion für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Togo. Zusammengestellt im Auftrage der Direktion des Museums für Völkerkunde in Berlin und mit der Zugrundelegung einer entsprechenden Instruktion für Deutsch-Ostafrika von Dr. v. Luschan. (Sonderabdruck aus den Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten. Band X. 1897. Heft 1.) *M* 1,25.

### Samoa.

- Funk, Dr. B., Kurze Anleitung zum Verständniss der Samoanischen Sprache. Grammatik und Vokabularium. Nebst einem Anhang: Meteorologische Notizen. Mit einem Plane von Apia. 1893. *M* 4,50, gebunden *M* 5,—.

### Allgemeines.

- v. Wissmann (Major und Kaiserl. Reichskommissar), Afrika. Schilderungen und Rathschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten. *M* 1,20, gebunden *M* 2,—.
- Zimmermann, Dr. A. (Legationsrath), Die Europäischen Kolonien Schilderung ihrer Entstehung, Entwicklung, Erfolge und Aussichten.
- Erster Band: Die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens in ihrer Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einer Karte in Steindruck: Uebersicht des portugiesischen und spanischen Kolonialbesitzes gegen Mitte des 16. Jahrhunderts. Geh. *M* 10,—, in Originalband *M* 11,50.
- Zweiter Band: Die Kolonialpolitik Grossbritanniens. Erster Theil. Von den Anfängen bis zum Abfall der Vereinigten Staaten. Mit drei farbigen Karten in Steindruck. Geh. *M* 10,—, in Originalband *M* 11,50.
- Dritter Band: Die Kolonialpolitik Grossbritanniens. Zweiter Theil. Vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. Geheftet *M* 9,—, in Originalband *M* 10,50.

Das Werk ermöglicht allen Kolonialfreunden ein klares Urtheil über das Wesen und die Bedingungen der Kolonien an der Hand der Geschichte und bildet zugleich eine belehrende und unterhaltende Lektüre. Weitere Bände werden folgen; der vierte Band befindet sich in Vorbereitung.